

Die Abendschule.

Die Weihnachts-Nummer der „Abendschule“

— unsere nächste Nummer —

erscheint am 6. Dezember und wird, wie alljährlich, eine Prachtnummer sein. Sie ist ein Festgruß für jedermann und versendbar an irgendeine Adresse, die man uns angibt, für 15 Cents. Man bestelle dies Jahr sonderlich frühzeitig. Auf Wunsch wird der Name des Senders darauf vermerkt.

Ein herrliches Farbenbild, von unserem Künstler A. Russell gezeichnet, die Geburt des Heilandes, die Hirten und die Weisen darstellend, schmückt die Titelseite des Umschlags, und die Nummer selbst ist mit dem schönsten Bilderschmuck geziert, den die christliche Kunst hervorzubringen vermag. Der Lesestoff, bestehend in Abhandlungen, Erzählungen und Gedichten, wird jedes Herz erfreuen und erbauen. Als Festgabe — auch für unsere Jüngens in den Camps — wird die Nummer jedem Empfänger eine bleibende freudige Erinnerung sein.



Eine feine Weihnachtsgabe

für jung und alt, für jedes Haus, für die Jüngens in den Militärlagern, für den Freund u. s. w. ist

„Blätter und Blüten“, Band 23.

Seit 23 Jahren geht alljährlich ein Prachtband dieser beliebten Hausbibliothek hinaus in die Welt in viele Tausende von Häusern, wo man gute Literatur zur Belehrung und Unterhaltung für jung und alt zu schätzen weiß. Dieser neueste Band — Band 23 — enthält viele besondere Vorzüge. Spannende, lehrreiche Erzählungen, ergreifende Gedichte, gediegene Aufsätze von bleibendem Werte und ein herrlicher, reichhaltiger Bilderschmuck, darunter 7 farbige Einschaltbilder, bilden seinen Inhalt. Besonders schön sind die beiden Abteilungen Jugendfreuden und Für die Kleinen, und noch eine andere reich illustrierte Abteilung — Küchenrezepte — macht das Buch vollends zu einem rechten Hausbuche.

„Blätter und Blüten“,
Band 23, ist ein Buch
für alle.

Der Preis dieses Bandes: 75 Cents,
im Buchhandel \$1.50.



LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - St. Louis, Mo.

Ein vollständiger Vorrat ausgesuchter Blumenzwiebeln soeben aus Holland erhalten.

Zwiebeln im Herbst gepflanzt blühen im zeitigen Frühling.

Jetzt ist die Zeit zum Pflanzen.

Spezielle Herbst-Auswahl,
frei per Post gesandt:

12 Hyazinthen, 25 Tulpen, 12 Krokusse,
12 Narzissen oder Jonquills — 61 große ausgesuchte Zwiebeln für \$1.50
Einfache oder doppelte gemischte Tulpen, Dutzend 20c
Das 100 \$1.50
Benannte ausgesuchte Sorten Tulpen, Dutzend 20c—30c

(50 Sorten zur Auswahl.)

Schreibt um unsern illustrierten Blumenzwiebel-Katalog.

Reet-Hyazinthen, alle Farben, Dutzend 60c
Das 100 \$4.50
Darwin und Cottage-Tulpen, Dutzend 20c—30c
Narzissen und Daffodils, große Zwiebeln, im Dutzend, ausgesucht 50c, erste Größe 30c
Jonquills, Krokusse, Spanische Iris, Dutzend 20c
Mammot Chinesische Lilien, jede 15c, Dutzend \$1.50
Narzissen, Papierweiße Grandiflora, Dutzend 30c

ST. LOUIS SEED CO., 415 Washington Ave., St. Louis, Mo.

Auf dem Apfelbaum.

Ein lieblicher Zimmerschmuck, an der Wand aufzuhängen. Dies ist wirklich eine allerliebste Szene!



Ein niedliches Idyll, das den Beschauer herzlich annimmt. Der Knabe ist auf den Apfelbaum gestiegen und wirft die rotwangigen Früchte dem Schwesterchen zu. Die Figuren sind aus Porzellan reizend modelliert. Baum und Sträucher u. s. w. sind künstlich aus Stoff nachgebildet. Das untere Gestell ist aus Baumrinde.

Höhe: 14 Zoll.

Verkaufspreis, portofrei, \$1.25.

Liederschatz.

Band 1 und 2 in schönem Futteral.



Eine Sammlung der schönsten älteren und neueren deutschen Volkslieder mit Pianobegleitung, samt Anhang: Alpenlieder.

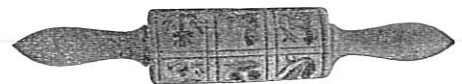
Wahrlich, schön ist's, wo viel gesungen wird! Dieser „Liederschatz“ sind zwei ansehnliche Bände von 8 1/2 x 11 1/2 Zoll Größe und je 160 Seiten, mit klarem, scharfem Druck.

Preis: \$1.25 der Band portofrei, beide Bände im Futteral \$2.25 portofrei. Stark broschiert, 75c pro Band, beide Bände \$1.50 portofrei.

Springerle-Rolle mit 12 Abbildungen.

Springerle-Rollhölzer sind in unserem Lande heute kaum mehr zu bekommen. Wir haben noch eine kleine Anzahl an Hand. Das gute alte deutsche Springerle oder Anisplätzchen ist noch immer das beliebteste Weihnachtsgebäck. Zu jeder Rolle legen wir eine Anzahl Springerle-Rezepte bei. Wer eine dieser hölzernen, gravierten Rollen haben will, bestelle sofort, ehe der Vorrat vergriffen ist. Jeder Rolle legen wir ein Blättchen mit 7 Springerle-Rezepten bei.

Preis, \$1.00, portofrei.

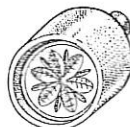


Butterstempel.

Für einzelne Buttertellerchen. Jede Hausfrau wird sich über diese nützliche, feine, von Deutschland bezogene Neuheit freuen. Es ist dies ein allerliebster Geschenk der Kinder für die Mütter.

In einer Goshform — gleich einem kleinen Butterfäßchen — bewegt sich, äußerst leicht und schnell zu handhaben, der Stempel, der, unten verengert, eine wunderschöne Blume der kleinen Butterportion, die man einzeln neben jeden Teller stellt, ausdrückt.

Preis, 20 Cents, portofrei.



The Game of Proverb Domino.

Die Schachtel enthält 37 Dominoes. Beim Spiel verfährt man ganz ähnlich wie bei dem bekannten Dominospiel, und die genauen Regeln finden sich inwendig auf dem Deckel der Schachtel angegeben. Preis, portofrei, 25 Cents.

ST. LOUIS, MISSOURI.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY,

Die „Abendzeitung“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Anzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 9.

Die Abendzeitung.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 22. November 1917.

Die „Abendzeitung“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Prebenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Aus der Zeit für die Zeit.

Der heutige Danktag ein ernster Mahner.

Die Prosperität des Landes ist in letzter Zeit gerühmt worden wie wohl noch nie. Auf den Kopf der Bevölkerung, erklärt das Schatzamt, entfällt heute ein Wohlstand von mehr als \$47. Es ist wahr: nie zuvor hat unsere Regierung solche Geldsummen zur Verfügung gehabt wie zu dieser Kriegszeit; noch niemals hat der Bundeskongreß solche Geldmassen bewilligt; nie ist so viel Geld in den Banken aufgehäuft gewesen, niemals haben zahlreiche Fabriken und Werkstätten eine solche Geldernie eingehemst, niemals haben die Arbeitercharen in den Schiffshöfen und beglückten Industrien so fabelhafte Löhne erhalten, nie zuvor sind vom Auslande solche Unsummen Geldes in Amerika verausgabt worden; alle Preise sind hoch, teils fast unerschwinglich, und an Arbeitsgelegenheiten fehlt es nicht, eher an Arbeitskräften. Herrscht aber im Volke Zufriedenheit? Prosperität ohne Zufriedenheit ist eine verstimmte Melodie! Und Ueberfluß an allen Gaben ist nicht eine Ursache zu wahren Danke, wenn nicht der rechte Gebrauch davon gemacht wird! Kein Volk der Erde ist durch die Fülle seines Besitzes so verwöhnt, alles Gute als selbstverständlich hinzunehmen, wie das amerikanische. Wer denkt daran, daß jeder Herzschlag, der das Blut durch den Körper treibt, und jeder Atemzug, der dem Blute lebenspendenden Sauerstoff zuführt, Gottes Gabe ist? Krankheitsgefahr sein gilt nicht als Gnade, bis es damit zu Ende geht. Fähigkeit und Gelegenheit zu arbeiten sieht man nicht immer als Segnungen an. Freunde, mit denen man angenehm verkehrt, Gatten und Gemahle, Kinder und Eltern werden oft wenig geschätzt, bis man sie verliert. Gewohnheitsmäßig wird nicht selten der befruchtende Regen und Schneefall gescholten, und daß die Ernte auf die Saatzeit folgt, wird als ausgemacht angesehen, ja, wenn die Ernte nicht alljährlich gut ausfällt, murren die Herzen. Das wunderbare Schauspiel des Sonnenuntergangs erregt wenig Beachtung, das noch glorieuere Panorama des Sonnenaufgangs vermittelt wegen seiner Alltäglichkeit weniger Gedanken als vielleicht die stümperhafte Nachbildung auf einem Felsen Leinwand. Wie viele haben die Bedeutung des Regenbogens noch inne? Ist nicht der Nachthimmel mit seinem Sterneneere unzähligen unbedeutender als eine Zirkusparade? Daß die alternde Erde, noch immer im ungemessenen Raume des Weltalls schwebend, nicht aus ihrer Bahn ins Chaos zertrümmern stürzt, wer dankt dafür ihrem weisen Schöpfer und gütigen Erhalter? Zähle auf nach der 4. Bitte, was zum täglichen Brot gehört, und zähle auf, wer für alle diese Lebensnahrung und „notdurft dankt! Aber wenn diese alltäglichen Dinge, so groß, so wunderbar, so unbedient sie auch sind, die Herzen kaum an einem besonderen Tage des Jahres zu inniger Dankbarkeit reizen, sollte nicht doch der Ueberfluß an guten Gaben, den Amerika genießt, jedes Herz zu Dank bewegen? Und überdem ist so ernste Kriegszeit! Aber was sehen wir? Trotz aller überreichen Segnungen so wenig Zufriedenheit, und von allem überreichen Segen so viel Mißbrauch! Es gibt aber dafür Beispiele schon in der alten Geschichte. Sodom erging es einst übergut, und es wurde gottvergeßen und ausgelikt; Jerusalem wurde reich und maßlos stolz, und es erhielt seine Strafe. In der ernsten Zeit der Verbannung muß der Prophet dem Volke Jerusalems aber die merkwürdigen Worte sagen (Jesaiel 10, 48–50): „So wahr ich lebe, spricht der Herr, Sodom, deine Schwester, samt ihren Töchtern hat nicht getan, wie du und deine Töchter. Siehe, das war deiner Schwester Sodom Missetat: Hoffart und alles vollauf und guter Friede, den sie und ihre

Töchter hatten; aber dem Armen und Dürftigen halfen sie nicht, sondern waren stolz und taten Greuel vor mir, darum ich sie auch weggetan habe, da ich begann drein zu sehen.“ Sodom und Jerusalem waren Schwesterstädte, und Jerusalem trieb es im Ueberflusse noch schlimmer als Sodom. Ist denn aber „alles vollauf haben“ Sünde? Sind „gute Zeiten“ Missetat? Und gar „guter Friede“? Es steht das Wort „Hoffart“ davor! Das war Sodoms Sünde, daß die Bürger in Ueberfluß und im Frieden (in guten Zeiten) hoffärtig geworden waren, Gottes Gaben mißbrauchten zu Sünde und Schande und im Taumel der Wollust und Hoffart sich nicht kümmern um die Not der Armen und Dürftigen; das war Jerusalems Missetat, daß seine reichen Bewohner in elfenbeinernen Häusern Gottes vergaßen, den Gelüsten ihres Herzens frönten, der Mode nachjagten und in Pressen und Saufen prägten. Ist das ein Bild unserer Zeit, unseres Volkes, unserer Großstädte? Läßt sich hier darauf hinweisen, daß des Landes Missetat darin besteht, daß „Hoffart und alles vollauf und guter Friede (gute Zeit)“ vorhanden ist? Ei, wie trifft das Wort den Nagel auf den Kopf, wie sind diese Beispiele alter Zeit Spiegelbilder der Gegenwart! Gibt es ein ruhmredigeres, hoffärtigeres Geschlecht als unseres? Zahllose Spekulantentreiben die Preise aller Lebensmittel in die Höhe, so daß schier die Regierung ihnen machtlos gegenübersteht und die Armen und Dürftigen, wenngleich man sie großtuerisch am Danktage einmal herkömmlich abspießt, viel Not leiden; und allenthalben herrscht der Geist des Ueberflusses, der Wollust, der Eitelkeit, wie ihn unser Volk vorher nicht gekannt hat. O, daß das Volk Amerikas zur Einfachheit und zu den Sitten früherer Zeiten zurückkehre! Das kann nur durch rechte Herzenskehr und Buße geschehen. Wird ihm dazu dieser Weltkrieg ein heilsamer Zuchtmeister werden? Erst dann wird der nationale Danktag seiner Bestimmung gemäß ein rechter Festtag wieder sein wie in vorigen Zeiten!

Deutschlands Kanzlerwechsel.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 16, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Wie unter den Alliierten Kabinete stürzen und durch neue ersetzt werden, so haben auch die Mittelmächte ihre raschen Ministerwechsel. In der deutschen Kriegsleitung, im Großen Generalstabe, folgte auf Moltke Falkenhayn und auf diesen Hindenburg, und in der Regierung trat Kanzler v. Bethmann-Hollweg über Nacht vom Amte zurück, die Minister v. Jagow, Zimmermann, Helfferich, v. Batocki und andere resignierten, und jetzt ist auch Reichskanzler Dr. Michaelis, der nur etliche Monate des Amtes waltete, von dem Reichskanzlerposten geschieden und durch den Grafen v. Hertling ersetzt worden. Die mageren Nachrichten, die betreffen seiner Ernennung und Amtsübernahme durchsickerten, scheinen anzudeuten, daß gar manche Flidarbeit getan werden mußte, teils um ihn Bahn zu machen, teils um ihn zu bewegen, die Reichsregierung zu übernehmen. Er ist kein Preuße von Geburt, sondern, in Hessen geboren, gelangte er in Bayern zu politischer Bedeutung. Er entstammt einer Freiherrnfamilie, erhielt 1914 den Grafentitel, ist 74 Jahre alt, gehört dem Zentrum, der katholischen Partei, an und soll, wie es heißt, anfänglich ein Gegner der preussischen Wahlreform gewesen sein, scheint aber, um die Sozialdemokraten für sich zu gewinnen, diese Gegnerschaft aufgegeben zu haben. Indem er für einen Frieden ohne Annexionen eintrat, hatte er die Konserbativen gegen sich, und deren Gunst soll nun erworben worden sein

durch einen doppelten Vorschlag: entweder die Friedensvorschläge des Papstes nur in Wausch und Bogen noch gutzuheißen und somit das Feld der auswärtigen Angelegenheiten noch offen zu lassen, oder die Zuli-Erklärung des Reichstags für Frieden gar nicht mehr als bindend anzusehen. Es fehlt nicht an Deutungen und Auslegungen, daß Deutschland, seit am 4. November der österreichische Kaiser zum König des neuen Staates Polen und von Bosnien, der Herzogowina und solchen Teilen Serbiens, welche von österreichischen Truppen besetzt gehalten werden, proklamiert wurde, im Sinne habe, anderwärts Entschädigungen zu suchen, vielleicht in den obersten russischen Ostseeprovinzen. Polen und jene andern Gebiete habe es der Doppelmonarchie zugefallen müssen, um ihre Bündnistreue zu kräftigen, habe daher auch den Österreichern gegen Italien helfen müssen. Elsaß-Lothringen aber werde Deutschland niemals hergeben. Dies hat ja auch der Kaiser selbst jüngst gesagt. Andererseits wird aber auch Hertlings Wahl vielfach als ein Sieg des Parlamentarismus begrüßt, wozu der Kaiser den ersten Schritt getan haben soll, indem er dem Grafen das Kanzleramt anbot, sobald er zeige, daß die Reichstagsmehrheit hinter ihm stehe.

Italiens und Rußlands Katastrophen.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 16, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Schon schien es, als ob die große Handelsbörse an der Adria, Triest, in die Hände der Italiener fallen werde, die unter Cadorna zu einem neuen Vorstoß (der 12. Sonzo-Schlacht) ausholten. Aber was geschah? Deutsch-österreichische Heere rückten unter Führung Kaiser Karls und Maxensens heran, und in überraschend wenigen Tagen verloren die Italiener allen Boden, den sie in zwei Kriegsjahren, jeden Fußbreit mühsam erkämpfend, gewonnen hatten. Ganz über Kopf mußten sie Götze räumen, von der ganzen Sonzo-Front zurückweichen, in Unordnung fliehen, ihre größten, besten Geschütze im Stiche lassen, ja, vergebens am Tagliamento, am Piave einen Halt suchend, bis in die Nähe Venedigs zurückfallen, und dabei hat der Feind ihnen wie im Handumdrehen fast eine ganze Provinz, über 225,000 Gefangene und gegen 2,000 Kanonen abgenommen. Wie zuvor Joffre in Frankreich, so wurde nun hier Cadorna des Oberbefehls enthoben. Lloyd George und Painlevé eilten nach Rom. Eilends suchten nun England und Frankreich dem schwer bedrängten Italien Hilfe zu leisten, denn gerade so ernst mag vielleicht die Bedrohung Frankreichs an seiner offenen Südostfront werden zu einer Zeit, da fast jeder verwendbare Truppenkörper an der Westfront mit höchster Kraftaufbietung beschäftigt ist. Und wie sieht es in Rußland aus? Während dort die deutsche Flotte die Hauptstadt Finnlands, Helsingfors, einnahm, beschossen der russische Kreuzer „Muro“ und die Kanonen der Peter-Pauls-Festung die russische Hauptstadt, St. Petersburg, Kerenstj mußte fliehen, die Bolschewiki (Soldaten- und Arbeiter-Partei) erlangte die Oberhand, und Nikolai Lenin, aus der Verbannung zurückgeführt mit dem Programm recht baldigen Friedensschlusses, bildete eine neue Regierung, mit Leon Trozky (früher in Amerika) als Minister des Auswärtigen. Dann aber kehrte Kerenstj an der Spitze von 200,000 Soldaten zurück, und in den Straßen Petersburgs wie auch Moskaus wütete von neuem der Bürgerkrieg. Kerenstj selbst gibt die Erschöpfung Rußlands zu, will aber keinen Frieden schließen, sondern den Alliierten treu bleiben. Im Kattegat vernichteten britische Kreuzer 10 deutsche Wachtschiffe und einen Hilfskreuzer, deutsche Tauchboote versenkten das amerikanische Transportschiff „Alcedo“ und den Dampfer „Rochester“, beide auf der Rückfahrt, und während an der Westfront sonst wenig von Belang passierte, fielen in einem Grabenkampfe die ersten amerikanischen Soldaten den Deutschen in die Hände. General Pershing meldete 3 Tote und einige Verwundete und sieht, da Deutschland heute stärker sei als vor 1½ Jahren, noch einen zweijährigen Krieg voraus. Während die Russen am Schwarzen Meere die Türken zurücktrieben, rückten die Engländer in Palästina vor, nahmen Gaza und Ascalon, einige tausend Gefangene und 70 Geschütze und wollen zu Weihnachten in Jerusalem sein.

Präsident Wilson ersucht um volle Unterstützung.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 16, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Vor den 450 Delegaten zur Jahreskonvention der American Federation of Labor in Buffalo, N. Y., hielt Präsident Wilson am 12. November eine lange, eindringliche Rede, in der er die organisierte Arbeiterschaft des Landes um die vollste Unterstützung der Re-

gierung in Sachen der Kriegsführung ersuchte. „Wir müssen zusammenstehen“, sagte er, „Nacht und Tag, bis diese Arbeit getan ist. Der Krieg wurde von Deutschland begonnen. Seine Behörden bestreiten es, aber ich bin willens, das Verdict der Geschichte über die Erklärung abzuwarten, die ich soeben abgegeben habe. Deutschland hatte einen Platz an der Sonne, warum war es nicht zufrieden? Was will es mehr? Sie haben eine Antwort auf die Frage, warum es nicht zufrieden war, in seinen Methoden der Konkurrenz.“ Die Regierung Deutschlands, sagte er, habe ihre Hand auf die Industrie gelegt und die Konkurrenz kontrolliert; es sei nicht nur industrielle Kontrolle der Arbeit, sondern auch politische Kontrolle, und das Berlin-Bagdad-Eisenbahnprogramm sei darauf berechnet, die Macht eines halben Duzends anderer Nationen zu kontrollieren. Der Präsident spielte besonders auf Deutschlands „Karte von Europa“ an und sagte, „wenn es das behält, so kann seine Macht die Welt stören, solange es das behält, vorausgesetzt, daß die gegenwärtigen Autoritäten, die Deutschland kontrollieren, die Kontrolle fortsetzen können. Gewalt kann nicht gegen ein freies Volk angewandt werden, wenn die Gewalt nicht vom Volke kontrolliert ist.“ fügte er hinzu, eine Erklärung, die von der Zuhörerschaft laut applaudiert wurde. „Deutschland ist entschlossen, daß die politische Macht der Welt ihm gehören soll. Es setzt mich in Staunen, daß irgendeine Gruppe so falsch informiert sein kann, wie in gewissen Kreisen Rußlands, daß sie glaubt, daß sie ohne Gefahr von Deutschland leben können. Ich bin nicht gegen das Gefühl der Pazifisten, sondern gegen ihre Stupidität. Die Pazifisten wissen nicht, wie man Frieden erlangen kann, aber ich weiß es.“ Er habe Col. House nach Europa gesandt, „einen größeren Freund des Friedens als irgendeinen Mann in der Welt. Aber ich sandte ihn nicht, um über Frieden zu verhandeln. Ich sandte ihn, um festzustellen, wie der Krieg gewonnen werden kann. Wenn wir wahre Freunde der Freiheit sind, werden wir dafür sorgen, daß die Macht und die Produktivität des Landes auf dem Maximum erhalten bleibt. Niemandem soll erlaubt werden, im Wege zu stehen. Die Regierung wird sie nicht daran hindern, dies zu tun, aber der Geist des amerikanischen Volkes wird sie daran hindern. Wir müssen Tag und Nacht zusammenstehen, bis der Krieg vorüber ist, und während wir für Freiheit kämpfen, müssen wir die Freiheit der Arbeit sichern.“ Er schloß mit den Worten: „Ich bin für Sie, wenn Sie für mich sind.“

Die zweite Freiheitsanleihe.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 16, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Am 7. November gab die Bundesregierung das Ergebnis der Zeichnungen auf die zweite Freiheitsanleihe bekannt. Sie meldete: Die Bürger Amerikas antworteten auf den Aufruf für eine zweite Freiheitsanleihe, indem sie \$4,617,532,800 zeichneten, eine Ueberschreitung der verlangten \$3,000,000,000 im Betrage von 54 Prozent und nur \$383,000,000 weniger als das vom Schatzamt festgesetzte Maximum von \$5,000,000,000. Tabellen, sieben Tage nach dem Schluß der nationalen Bondverkaufs-Kampagne angefertigt, zeigen, daß jeder Bundesreservestadt seine Quote überschritt und daß 9,400,000 Personen in der großen Kriegsfinauzoperation subskribierten, die Sekretär McAdoo als die größte beschrieb, die von irgendeiner Regierung versucht wurde. „Der Erfolg der zweiten Freiheitsanleihe ist wie der der ersten ein nicht mißzuverstehender Triumph für das Volk der Vereinigten Staaten“, sagt Sekretär McAdoo. „Er hat nicht nur ihre Fähigkeit, Patriotismus und Hilfsquellen gezeigt, sondern ist auch ein gutes Zeichen für zukünftige Anleihen, die von der Regierung angeboten werden mögen.“ Es wird allgemein angenommen, daß die dritte Anleihe wahrscheinlich im Februar oder März nächsten Jahres gesucht werden wird.

Die Wahlergebnisse.

Von den in vielen Staaten am 6. November abgehaltenen Wahlen hatten nur die Majorwahl in der Stadt New York, die Staatswahl in Ohio und die Richterwahl in Chicago eine größere Bedeutung. In New York waren 7 Stimmzettel im Felde, und eine sehr hitzige Kampagne war dem Wahltag vorangegangen. Der Demokrat, Richter Hyman, der Kandidat von Tammany Hall, blieb der Sieger. Mit einer ganz bedeutenden Mehrheit ist „der Tiger wieder da“. Gründlich geschlagen wurde John P. Mitchell, der gegenwärtige Amtsinhaber, der Hyman einen Agenten des Kaisers nannte und ihn der Unlokalität beschuldigte, und der nach seiner Niederlage in der Primärwahl als unabhängiger Kandidat auftrat,

unterstützt von Roosevelt und den großen Geldinteressen. Hillquit, der Sozialist, erhielt eine starke Stimmzahl, und obwohl die sozialistische Arbeiterpartei und die „Single Tax“-Partei ihm Abbruch taten, schwoll das sozialistische Votum doch um mehr als 400 Prozent an. Shlans Stimmzahl verhält sich zu der des „fighting Mayor“ wie 2 zu 1, und sein sozialistischer Mitbewerber Hillquit blieb mit 142,000 Stimmen nur um 7,000 Stimmen hinter Mitchell zurück. Während der Sieg Tammanys große Verwunderung erregte, darf aber der Sieg des Frauenstimmrechts im Staate New York mit der ansehnlichen Mehrheit von über 90,000 Stimmen als eine wirkliche Ueberraschung gelten. Und in Ohio erlitt das Frauenstimmrecht eine empfindliche Niederlage in der Staatswahl. Dort siegten auch die „Massen“, aber nur mit dem geringen Mehr von 1,816 Stimmen über die „Trockenen“, die eine unerwartete Stärke entfalteten. New Mexico fiel der Prohibition zu. In Chicago hatten Demokraten und Republikaner ein „Fusion-Ticket“ in der Richterwahl aufgestellt und siegten gegen die Sozialisten mit der unter den Umständen nicht ungehörlich großen Mehrheit von 80,000 Stimmen. Bei den sonstigen Wahlen siegten fast überall die Republikaner, sogar Louisville, Ky., erhielt einen republikanischen Mayor, Ft. Wayne, Ind., eine republikanische Stadverwaltung, in Massachusetts siegte der ganze republikanische Wahlzettel mit ungewöhnlicher Mehrheit, in Baltimore schlug ein Republikaner den am Wiederwahl nachsuchenden demokratischen Bürgermeister mit über 9,000 Stimmen, und in New Jersey erwählten die Republikaner die Legislatur.

Die größte Völkerwanderung aller Zeiten.

Die zweite Reise von fremden Küsten nach unserem Lande haben, seit die Proklamation erfolgte, daß alle Menschen frei geboren seien, nicht weniger als 33,000,000 Menschen unternommen, schreibt das „National Geographic Magazine“. Das ist etwa daselbe, als wenn die Hälfte der Bevölkerung des Deutschen Reiches oder die gesamte Bevölkerung Englands mit Ausnahme des County Kent sich nach Amerika einschiffen würde; daselbe, als ob die gesamte Bevölkerung der Staaten dieses Landes westlich vom Mississippi mit Einschluß Alabamas nach den Vereinigten Staaten gekommen wären. Die Weltgeschichte kennt keine ähnliche Völkerwanderung, was Umfang und Schnelligkeit der Bewegung angeht. Im Vergleich dazu sind die asiatischen Horden, welche sich in Europa eindrängten, unbedeutend. Von diesen 33,000,000 sind noch heute 14,500,000 direkt Eingewanderte, 14,000,000 sind Nachkommen von im Auslande geborenen Eltern, und von 4,500,000 ist entweder der Vater oder die Mutter unter anderer Flagge geboren. Zählt man zu diesen 33,000,000 die 11,000,000 Neger, Indianer, Chinesen, Japaner u., so verbleiben 54,000,000 Amerikaner mit voller einheimischer Abstammung. Unter den Nachkommen im Auslande geborener Eltern befand sich je und je eine Anzahl der bedeutendsten Bürger. Selbst Präsident Wilson hat nur einen Vorfahren, der in Amerika geboren wurde, und die Riste der Staatsmänner, Industriemagnaten, Finanzgrößen u. s. w., die auf nicht mehr als eine Generation in diesem Lande zurückblicken können, ist lang. Die meisten Einwanderer lieferte seit Gründung unserer Republik das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland, nämlich 8,400,000 (darunter Irland allein über 4,000,000); Skandinavien lieferte 3,000,000, Deutschland 5,125,000. Diese drei Ländergebiete stellten also von den 33,000,000 Eingewanderten über die Hälfte, und seit einem Jahrhundert war einer aus drei Ausländern ein Deutscher. Seit 1890 aber stellt sich dies Verhältnis wesentlich anders: unter mehr als 17,000,000 in dieser Zeit eingetroffenen Ausländern waren nur 1,023,000 Deutsche, und zieht man noch alle jene ab, die wieder zurückwanderten oder starben, so werden weniger als 1,000,000 übrig bleiben. Von mehr als 8,000,000 Amerikanern deutscher Abstammung sollen es heute nur 1,000,000 sein, welche sich nicht auf ihre Geburt dahier oder 25jährige Niederlassung in Amerika stützen können. Mehr als zwei Drittel der Deutschen leben zwischen dem Hudson und Mississippi nördlich vom Ohio. Trotzdem die Fremdgeborenen heute nur ein Siebentel der Bevölkerung ausmachen, stellen sie ein Viertel der Gesamtstärke unserer Kriegsmacht. Viele Staaten weisen eine größere Zahl fremdgeborener Männer in militärpflichtigem Alter auf als von einheimischer Abstammung; darunter Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, New York, New Jersey, Wisconsin, Minnesota und North Dakota. Die Staaten, in denen die Fremdgeborenen und deren Söhne zusammen die Mehrzahl der Männer im Alter von 18 bis 44 Jahren stellen, sind neben den oben ange-

gebenen: New Hampshire, Pennsylvania, Michigan, South Dakota, Nebraska, Montana, Idaho, Arizona, Utah, Washington und California — zusammen 20 Staaten. Wir haben schätzungsweise 20,000,000 im militärpflichtigen Alter stehende Männer in den Vereinigten Staaten. Eine überraschende Erscheinung bildet auch die auffallende Vorliebe der Fremdgeborenen und ihrer Kinder für die Städte. Nur ein Viertel der New Yorker Bevölkerung ebenso wie der Chicagoer besteht aus Eingeborenen, weniger als ein Drittel der Bevölkerung von Boston, Cleveland, Pittsburgh, Detroit, Buffalo, San Francisco, Milwaukee, Newark, Minneapolis, Jersey City, Providence, St. Paul, Worcester, Scranton, Paterson, Lowell, Fall River, Cambridge und Bridgeport ist einheimischer Abstammung.

Frauen als Arbeiterersatz.

Die Arbeitsverhältnisse in Fabriken und Betrieben haben sich überall in den letzten Jahrzehnten stetig gebessert. Wo früher Scharen von Arbeitern in ungesunden Räumlichkeiten viele Stunden lang zusammengepfercht tätig sein mußten, verrichten sie heute in geräumigen, hellen, sauberen Sälen ihr Tagelwerk, haben kürzere Arbeitsstunden, erhalten bessere Löhne, genießen mannigfache Vorteile und Verbesserungen. Aber jetzt lichten sich die Reihen der Arbeiter immer mehr. Sollte der Krieg noch lange währen und folglich das Heer Amerikas zu Millionen anschwellen, so wird viel Ersatz für die eingezogenen jungen Manneskräfte beschafft werden müssen. Zwei Mittel stehen offen: die Einfuhr ausländischer Arbeiter und die Beschäftigung von Frauen. Der Import von Ausländern wird kaum ohne Schwierigkeiten gutgehen werden; doch widerpricht es gleichfalls dem Gefühle, Frauen schwere körperliche Arbeit verrichten zu lassen. Die Europäer haben chinesische Kulis eingeführt, die Stellen der Soldaten in Industrie und Landwirtschaft auszufüllen, daneben aber nehmen die Frauen und Töchter der im Felde stehenden Männer immer zahlreicher die industrielle Arbeit auf. Vielleicht wird es in Amerika länger dauern, bis Frauen als Zimmerleute, Maurer, Hufschmiede, Grubenarbeiter u. ihrem Verdienste nachgehen. Aber was wird dann nach dem Kriege alles die Folge solcher Wirtschaftsverschiebung sein? Wer will es sagen? Zweifelloß wird man in allen Arbeitsstätten den Frauen noch eher Zugeständnisse machen müssen als den Männern, und so mag die alte Erfahrung, daß jedes Uebel sein Gutes hat, auch dabei sich bestätigen.

Sparen und Danken gehe Hand in Hand!

In der diesmaligen Danktagszeit ist das Sparen ein ganz besonderes allgemeines Landesthema geworden. Wir werden, nicht nur durch die Teuerung schon, sondern auch fort und fort in Druck und Wort, aufgefordert, mit den Nahrungsmitteln, mit Heizmaterial, Schuhen, Kleidung und Geld zu sparen. Alle Mahnungen aber gehen anscheinend noch bei den meisten Leuten nur „skin deep“, eine der größten Triebfedern zum Sparen ist noch immer nicht wirkungsvoll genug vorhanden: die eiserne Notwendigkeit, das eiserne Muß. Die übergroße Mehrzahl der Menschen fängt nämlich immer erst dann wirklich an zu sparen, wenn die äußerste Not sie zwingt und die guten Tage, da es viel leichter gewesen wäre, an die Zurücklegung eines Notgroschens zu denken, vorüber sind. Das amerikanische Volk steht tatsächlich noch heute unter allen Nationen mit dem niedrigsten Prozentsatz an Spareinlagen da, während der ob seines Leichtsinns so verschriene Franzose den höchsten Prozentsatz aufweist. Aber für „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ scheinen immer ernstere Tage bevorzustehen. Heute beginnt man die Notwendigkeit zu erkennen, alle Abfälle zu verwerten, die früher massenweise auf den Abfallhaufen geworfenen Blechkannen aufzulesen, Zeitungen und Papier, das der Wind in die Gasse zu tragen pflegte, aufzuheben und zu verkaufen, die Wolle der Schafe, die an den Büschen der Weideplätze hängen blieb, einzusammeln. Grocery-Geschäfte auf Rädern, ähnlich den Hausfuhrern auf dem Lande, fahren bereits in manchen Städten, um den Einkäufern Kosten zu ersparen, an den Häusern vor. Fürwahr, Not lehrt sparen — sie lehrt es heuer gerade zum nationalen Danktage. Möchte sie doch unserem Volke noch segneteter sein und noch mehr und Besseres es lehren — das Beten! „Not lehrt beten“, sagt das Sprichwort, sie treibt auf die Knie; und das rechte Danken dann ist ja auch nichts anderes als eine Gebetsart, die Herz, Mund und Hand zu Lob und Preis Gottes und zur Liebe des Nächsten erschließt. Sparen und Danken liegen gar nicht so fern voneinander. O, möge der heutige Danktag dem ganzen Volke Amerikas ein Tag reichen inneren Segens werden!

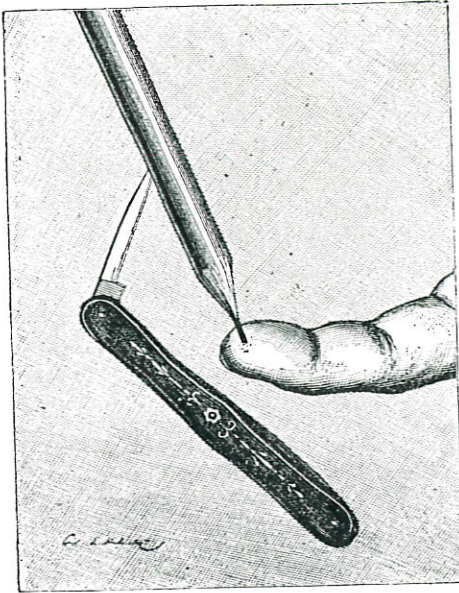
W.



Das Gyroskop.



Für die „Abendschule“ von Prof. P. E. Rehm ann.



Balanzierender Bleistift.

gleich. In jedem Falle finden wir nämlich eine Achse und eine Masse, die sich in rechtem Winkel zu dieser Achse dreht. Nimmt man z. B. eine Stecknadel oder ein Streichholz und steckt dieses durch ein kleines rundes Stückchen Pappe, so hat man ein Instrument, das alle Grundbedingungen eines Kreisels erfüllt. Wird dieser Kreisel dann in Bewegung gesetzt, so dreht sich die Pappmasse mit großer Geschwindigkeit im rechten Winkel zu der Achse, und der Kreisel steht aufrecht da. Je schwerer die Masse des Kreisels und je gleichmäßiger sie sich verteilt in Hinsicht auf den Schwerpunkt des Kreisels, desto länger wird dieser sich drehen.

Das Prinzip des Kreisels findet sich auch im Reifen. Auch dieser dreht sich im rechten Winkel zu seiner Achse, und je schneller er läuft und je schwerer er ist im Verhältnis zu seiner Größe, desto schwieriger wird es sein, ihn aus seinem Kurs heraus zu bringen. Aus diesem Grunde werden die Schwungräder der Dampfmaschinen besonders ebenmäßig gebaut, denn ihr Zweck ist ja vornehmlich, den Mechanismus in gleichmäßigem Laufe zu erhalten. Auch in den Röhren der großen Kanonen wird das Prinzip in Anwendung gebracht, denn der Lauf der modernen Geschütze, der kleinen wie der großen, ist ja nicht glatt, sondern mit Windungen versehen. In dieses Gewinde hinein werden die länglichen Kugeln durch die Explosion des Pulvers oder des Dynamits getrieben, so daß

sie, wenn sie den Lauf verlassen, sich mit großer Geschwindigkeit um ihre eigenen Achsen drehen und so, statt sich zu überschlagen, mit großer Sicherheit und Genauigkeit geradewegs auf ihr Ziel hinfiegen.

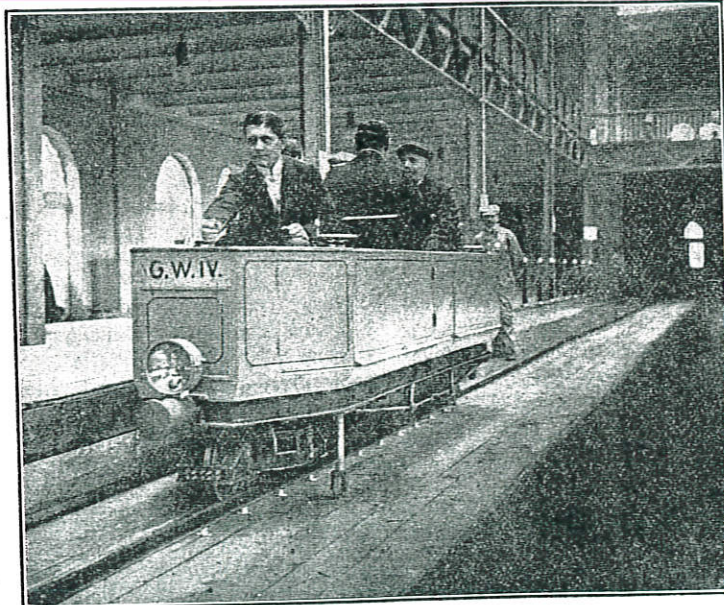
Man unterscheidet bei der Kreiselbewegung drei verschiedene Momente. Die Eigentümlichkeit, daß ein Kreisel oder ein dem Prinzip des



Ein „rollendes“ Schiff.

Kreisels nachgebautes Instrument immer seine Lage einzuhalten sucht, nennt man Gyrostabilität. Nimmt man einen Körper, der sich um seine freie Achse bewegt, so werden eben seine Teile vermöge des Gesetzes der Trägheit bestrebt sein, in ihren zur Achse normalen Drehungsebenen zu verharren. Infolgedessen zeigt nun aber auch die Achse das Bestreben, ihre Lage zu erhalten, und setzt daher jeder Aenderung ihrer Richtung einen um so größeren Widerstand entgegen, je größer die Wucht der Drehungsbewegung ist. Wird nun ein Kreisel in drehende Bewegung versetzt und dann schief auf eine sehr kleine, runde, sorgfältig geglättete Unterlage gesetzt, so wird der Kreisel doch nicht umfallen, es wird vielmehr seine Achse die ihr gegebene Richtung beibehalten und mit ihrer oberen Spitze langsam im Kreise herumerschwingen. Diese

merkwürdige Bewegung des Kreisels ist der Gyropräzession zuzuschreiben; sie entsteht durch das Zusammenwirken der Schwerkraft, welche die freie Achse nach unten zu ziehen strebt, mit dem Bestreben des Kreisels, seine freie Achse unverändert zu erhalten. Wird die Unterlage unter dem Kreise dann wieder erweitert, so daß die Achse frei stehen kann, so wird diese, falls ihre Laufkraft noch nicht zu sehr erschöpft ist, wieder zu ihrer wagerechten Stellung zurückkehren und diese so lange behaupten, wie die Drehungen anhalten.



Brennans Modell des Einschiennentwagens.

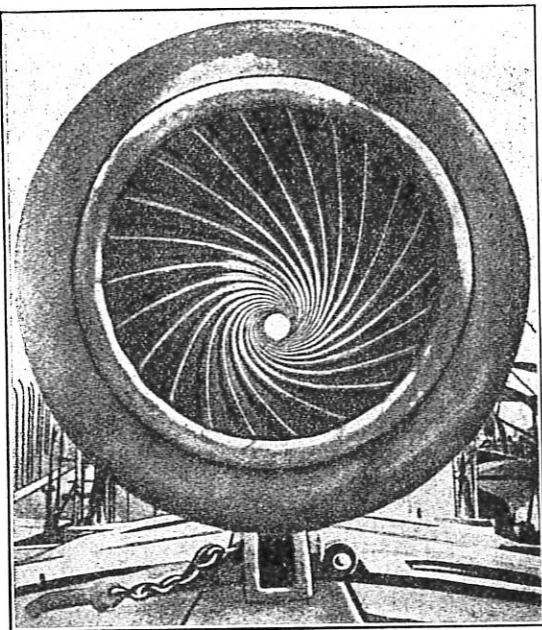
Ja, selbst wenn die Kraft schon beinahe abgelaufen ist und die Schwerkraft das Gleichgewicht beeinträchtigt, wird sich der Kreisel wohl doch noch etliche Male erholen und sich senkrecht aufstellen. Diese Eigentümlichkeit nennt man Gyroreaktion.

Dieses Prinzip des Kreisels hat nun seine Anwendung gefunden in dem modernen Gyroskop. Kleinere Gyroskope sind ja in allen Spielwarenläden zu haben und sind daher wohl jedem leicht erinnerlich. Das Gyroskop ist ein Kreisel mit senkrechter Achse und schwerer radförmiger Masse, der ähnlich wie in Schiffskompaß in zwei konzentrischen Ringen eingefast ist. Einerlei wie diese Ringe stehen, der Kreisel kann immer seine Ebene behaupten und seine senkrechte Stellung beibehalten. Solange das Gyro-

skop nur ein Spielzeug war, hatte man viel Unterhaltung von ihm. Man ließ es oben auf der Spitze einer Nadel laufen, oder man band es an einen Faden und schwang es im Zimmer herum, eben mit der Absicht zu sehen, wie gewiß der Kreisel seine einmal eingenommene Drehungsebene behaupten würde.

Aber das Gyroskop ist schon längst kein bloßes Spielzeug mehr. Es ist freilich wahr, man setzt auch jetzt noch wohl, um die Kraft des Gyroskops zu demonstrieren, ein solches in das hohle Ende einer großen Hantel und fordert dann die Zuschauer auf, diese Hantel nach Belieben in jede Richtung zu drehen. Ein solcher Versuch wird ganz jämmerlich mißglücken, da das Gyroskop eben seine einmal eingenommene Lage nicht verändern will. Als vor einigen Jahren mehrere Männer China bereisten und dort populärwissenschaftliche Vorträge hielten, nahmen sie auch ein Gyroskop von der Größe eines Zweirades mit, das sie in einem besonderen Gehäuse unterbringen konnten. War nun das Gyroskop im vollen Laufe, so konnte keiner der Chinesen das aufrecht stehende Gehäuse umwerfen.

Seine Anwendung findet das Gyroskop aber, wie oben bemerkt, ganz besonders in der Technik des modernen Verkehrswezens, seiner großen Stabilität wegen. Die

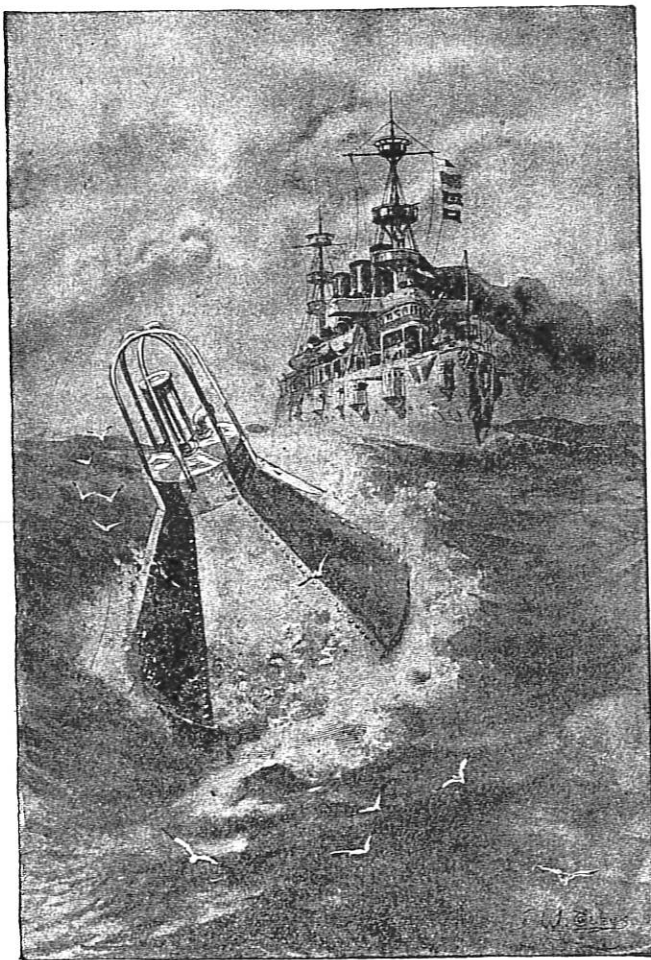


Das Innere eines gezogenen Kanonentrohrs.

durch Veränderung der Ladung zu stören, wurde von dem Gyroskop entschieden zurückgewiesen.

Während nun die einschienige Eisenbahn sich um gewisser technischer Schwierigkeiten willen noch nicht weit verbreitet hat, so haben andere Verwendungen des Gyroskopprinzips schon

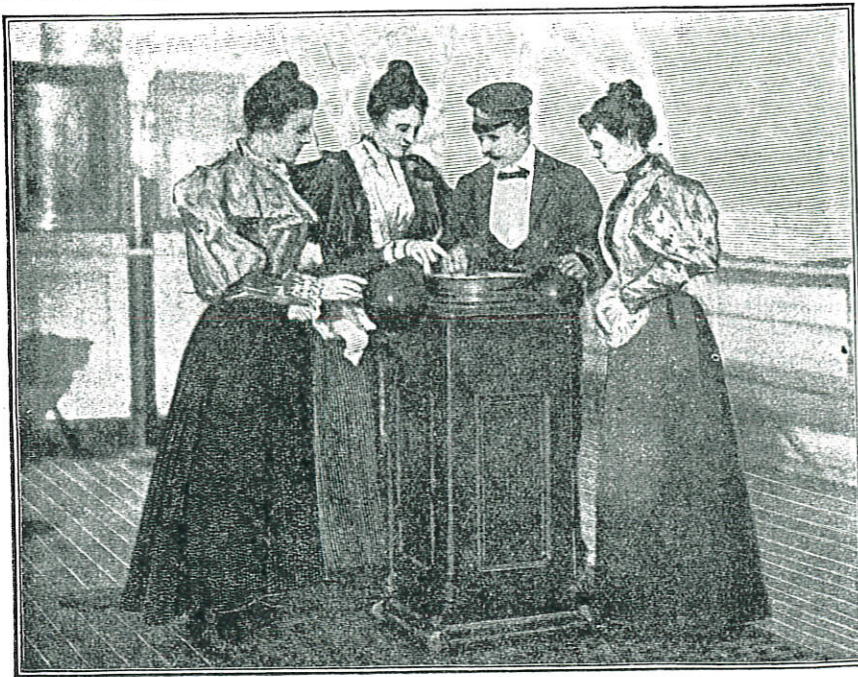
mehr Fortschritte aufzuweisen. Der russische Ingenieur Schilowski hat gezeigt, daß sein Gyroautomobil allen Anforderungen der Jetztzeit genügt. Sein Kraftwagen hat nur zwei Räder, eins hinter dem andern, ist aber im übrigen gerade so gebaut wie ein gewöhnliches Automobil. Es ist hier wiederum das Gyroskop, das das Gleichgewicht wahrt. Der erste Mann, der den Wert der Gyrostabilität für die Schifffahrt erkannt hat, war Dr. Schlick. Er brachte es in seinem Schiffe „Seebär“ zur Anwendung. Es sind ja drei Bewegungen, die ein Schiff auf offener See macht, die unter gewissen Umständen ganz besonders nachteilig wirken können. Man unterscheidet Heben und Senken, wenn das Schiff als Ganzes die Bewegung der Seeoberfläche mitmacht; ferner Stampfen, wenn die Mitte des Schiffes gleichsam eine Achse ist und die Enden sich abwechselnd heben und senken; und endlich Rollen, wenn das Schiff sich abwechselnd um seine Längsachse auf die Seite legt. Die beiden letz-



Eine Boje nahe dem Hafen.

ten Bewegungen eines Schiffes sind ganz besonders gefährdet. Nun hat sich aber das Gyroskop nach Dr. Schliß Vorgehen auf kleinen Schiffen als ganz vorzügliches Mittel bewährt, das Rollen und Stampfen bedeutend zu vermindern, so daß es schon auf vielen Seebooten im Gebrauch ist. Auch in Luftschiffen verschiedener Konstruktion hat sich das Gyroskop vorzüglich bewährt, indem es die Schwankungen sehr vermindert oder ganz aufhebt. Auch in Bojen zur Warnung von Schiffen wird das Prinzip des Gyroskops verwertet.

Eine sehr weite Verbreitung hat das Gyroskop sonderlich in den letzten Jahren in dem Gyrokompaß gefunden. Da nämlich das Gyroskop die einmal gewonnene Richtung seiner Achse beibehält, so ergibt sich daraus sehr leicht diese Verwendung, wo die genaue Richtung in Betracht kommt. Es ist ja allgemein bekannt, daß die Magnetonadel des Kompasses infolge



Ein Offizier erklärt auf Deck den Kompaß.

magnetischer Störungen in der Erde und Atmosphäre und infolge von elektrischen Einflüssen in der Luft oft ziemlich bedeutenden Schwankungen ausgesetzt ist. Diesem Uebelstande soll nun durch den Gyrokompaß abgeholfen werden.

Eine letzte eigentümliche Verwendung des Gyroskops ist eine, die erst seit mehreren Jahren praktisch erprobt worden ist, und zwar auf den Eisbrechern der großen Seen, den

kleinen Dampfern, die die Eingänge der Häfen für die größeren Frachtdampfer vom Eise frei halten. Man benutzt hierbei die Präzessionsbewegung des Gyroskops. Das Instrument wird im Schiffsraum so untergebracht, daß es rhythmisch hin und her geschwungen werden kann, während es im vollen Laufe ist. Die Folge ist, daß der Bug des Schiffes sich mit gleicher rhythmischer Schwankung hebt und senkt und so dem Eisbrecher die Arbeit ganz bedeutend erleichtert.

Ein Erlebnis aus dem Reisepredigerdienst.

Für die „Abendschule“ von A. Reiser.

Der letzte Tag des Jahres 1913 ist angebrochen. Schon früh hat sich der Reiseprediger von Montana vom Lager erhoben, will er doch 200 Meilen westlich fahren, um am nächsten Tage, dem 1. Januar, seiner neugegründeten Gemeinde 20 Meilen von H. die Weihnachtsbotschaft zu bringen. Noch einmal prüft er sorgfältig den Inhalt seiner Reisetasche, denn es werden wahrscheinlich über zwei Wochen verstreichen, ehe er zurückkehren kann. Alles ist in Ordnung. Als Scheidegruß wandert der Blick noch einmal wehmütig zum Bücherregal, wo die Freunde nun wieder unbenuzt warten müssen. Dann wird das Licht ausgelöscht, das Zimmer verschlossen, und hinaus geht's in den frostigen Wintermorgen. Eben beginnt es im Osten zu dämmern. Doch wieder ein schöner Morgen, dieser letzte im Jahre, denkt der Missionar, während er dem Restaurant zuschreitet, um sich durch ein Frühstück zu stärken. Nach einiger Zeit ist er im Bahnhof; das Billet wird gelöst, und nicht lange darnach besteigt er den Zug, der gegen Mittag in H. eintreffen soll. Dort wird der Verabredung gemäß ihn ein Glied der Gemeinde erwarten, bei dem er diesmal seinen Aufenthalt zu nehmen gedenkt.

Wer Montana nur von der Eisenbahn aus kennt, der wird nicht nur zugeben, daß es seinen Namen als „bergiges Land“ mit Recht trägt, sondern wird auch über die Möglichkeiten des drittgrößten Staates der Union als eines Ackerbaustaates sein Haupt schütteln, wenn er vom Zuge aus der zahl-

losen Hügel ansichtig wird. Kann er doch nicht wissen, daß sich in nicht weiter Ferne, wenn man vom Tale aus die Höhen ersteigt, brauchbares, wenn auch hügeliges, Land ausdehnt, eine Tatsache, worauf die Eisenbahngesellschaften geflissentlich hinweisen, damit nicht der Ankömmling, durch den ersten Anblick erschreckt, dem Staate mit seinem herrlichen Klima den Rücken kehre. Den Reiseprediger kümmert das nun weniger, da er längst in diese Tasche eingeweicht ist und wohl auch sofort der himmelanstrebenden Gebirge im westlichen Teile des Staates gedenkt, die der Schöpfer nicht nur mit reichen Schätzen im Innern ausstattete, sondern denen er zum Ueberfluß auch noch ein grünes Kleid anzog. Wie die ersten hundert Meilen auf die Reize gehen, verändert sich das Bild, denn eine weiße Decke lagert sich auf der Erde. Doch genügt sie nicht, die Salzweisse dem Auge zu entziehen, die sich vielmehr auf dem weißen Hintergrunde desto dunkler abheben. Einmal zeigt sich auch nahe am Schienenstrange ein Wolf, der aber beim Anblick des Zuges Reißaus nimmt und erst in sicherer Ferne dem Ungetüm einen verächtlichen Blick nachsenbet.

Wir sind hier auf historischem Boden. Nicht nur, daß die berühmte Lewis und Clark-Expedition im Anfange des vorigen Jahrhunderts eben denselben Weg genommen hat, und daß hier der Schauplatz manch blutiger Zusammenstöße der Regierungstruppen mit den Indianern war — uns interessiert ganz besonders noch etwas anderes. Wir befinden uns nämlich auf

dem Gebiete der mit großen Kosten und Opfern verbundenen Indianermiffion in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die, wenn auch fast erfolglos, von dem Glaubensmuth und Gottvertrauen der Pioniere ein herrliches und leuchtendes Beispiel ablegt. Jetzt geht es über den Powder River, an dem sich weiter südlich die längst verfallene Station der Missionare erhob, in deren Nähe Missionar Bräuninger von feindlichen Indianern ermordet wurde, die seinen Leichnam in den damals sehr angeschwollenen Fluß warfen. Weiter passieren wir an der Mündung des Big Horn River in den Yellowstone das frühere Fort Sarpie, wo die Missionare Schmidt und Bräuninger zuerst mit den Crow-Indianern zusammentrafen, die als Objekt ihrer Missionstätigkeit ausersehen waren und deren Wohnsitze sich jetzt auf der 50 Meilen südwestlich gelegenen Reservation befinden. Doch wohin sind wir geraten!

Die Sonne steht im Mittag, als der Zug in H. hält und der Reiseprediger ihm entsteigt. Er findet bald seinen Mann, und um 1 Uhr bewegt sich das Fuhrwerk der Wohnung zu. Aber ehe man sich auf den Weg macht, hat der Missionar eine wichtige Sache nicht vergessen. Da er erst nach dem 4., einem Sonntage, wieder in H. einzutreffen gedenkt, so muß er dafür sorgen, daß telegraphische Verbindung mit seinen anderen Gemeinden hergestellt werde, damit er bei eintretendem Todesfalle benachrichtigt werden und am Grabe seines Amtes warten kann. So wird denn dem Telegraphenbeamten der Name des Gastfreundes nebst einer Beschreibung des Weges übermittelt; da Herr G. unweit einer wohlbekannten „Ranch“ wohnt, so wird ein guter Bote den Ort unschwer finden. Der Telegraphenbeamte verspricht, die Depesche an einen Leihstallbesitzer weiterzugeben, der, ebenfalls mit der nötigen Weisung versehen, die Uebermittlung der Botschaft durch einen zuverlässigen Boten übernimmt. So kann sich dann der Reiseprediger unbesorgt hinausbegeben. Er muß sich darüber wundern, daß hier oben im Norden noch immer so schönes Wetter herrscht, Schneestürme und große winterliche Kälte sich nicht eingestellt haben. Montanas Bodenbeschaffenheit, sagte man ihm, breche die Kraft des Windes, und Schneetreiben gehören zu den Seltenheiten; außerdem mildere der warme Chinook-Wind die Kälte schon nach einigen Tagen.

Während der mehrstündigen Fahrt geht es zuerst durch die Veriefungsfelder am Yellowstone und später durch neuangefesselte Gebiete, wo ein bunt zusammengewürfeltes Volk Regierungsheimstätten aufgenommen hat. Hier und da erblickt man schon menschliche Wohnungen, die sogenannten „shacks“ der Ansiedler, die von den eingefessenen Viehzüchtern als „un-

erwünschte Einbringlinge“ betrachtet und auch bezeichnet werden. Freilich, der geneigte Leser aus dem Osten würde sich vielleicht eines Lächelns nicht erwehren können, wenn er eine solche „shack“ betrachtete. Besteht doch diese menschliche Wohnung meistens bloß aus einem Raume, dessen Größe durchaus nicht imponiert. Selten sind sie aus Rasen, fast immer aus Brettern, hier und da auch wohl aus Baumstämmen gefertigt, da der Rasen Montanas sich nicht besonders zum Hausbau eignen soll.

Die Sonne hat sich schon vor einiger Zeit zur Ruhe begeben. Da taucht endlich auch das Haus des Herrn G. in nächster Nähe auf, das ebenfalls aus einem einzigen Raume besteht, aber doch durch einen Vorhang in zwei Abteilungen geteilt wird. Bald wird das Abendessen aufgetragen und mit gutem Appetit verzehrt. Bei angenehmer Unterhaltung vergehen die Abendstunden. Man will aber nicht wachend beim Lampenschein das neue Jahr begrüßen, sondern unter Gottes treuer Hut sanft hinüberschlummern. So wird denn das liebe Bibelbuch hervorgeholt, ein passender Abschnitt gelesen, worauf der Reiseprediger seinem Gott das Herz ausschüttet. Er dankt für die Wohlthaten, die Gott allen Christen und auch ihm erwiesen, für den reichen Segen, den der Heiland auf seine Arbeit gelegt, für Hilfe und Stärkung; dann ersucht er für das neue Jahr weiteren Beistand und Segen, legt alles in Gottes Hand und meint so getrost in die Zukunft blicken zu dürfen. In Bitte und Fürbitte klingt das Gebet aus. Darauf begibt man sich zur Ruhe. Nur einmal erwacht der Reiseprediger und meint in der Ferne das Rollen eines Fuhrwerks zu hören; dann ist wieder alles still.

Doch, irrt da in der Ferne im Dunkel der Nacht ein Mann umher? Etwas Außergewöhnliches muß ihn zu dieser Stunde auf den Weg getrieben haben. In der Gemeinde bei H., mehr denn 200 Meilen gen Osten gelegen, ist noch am letzten Tage des Jahres der Todesengel eingekehrt und hat den kleinen Sohn des H. abgefordert. Der betrübt Vater macht sich auf den Weg, um den Pastor zu benachrichtigen. Bald darauf, gegen 4 Uhr nachmittags, trifft in H. ein Telegramm für Rev. A. A. ein. Vor nicht ganz drei Stunden hat er aber die Stadt verlassen und wird bald seinen Bestimmungsort erreicht haben. Der Telegraphenbeamte steckt die Depesche in ein gelbes Kuvert, schreibt Namen und genaue Adresse darauf und läßt es zum Leihstallbesitzer bringen. Aber dessen Pferd und Fuhrwerke sind alle im Dienste, er kann unmöglich das Telegramm weiter befördern. Endlich findet man einen Mann, der die Nachricht zu überbringen verspricht. Der Sheriff, der die Gegend am besten zu kennen scheint, beschreibt dem Boten den Weg genau.

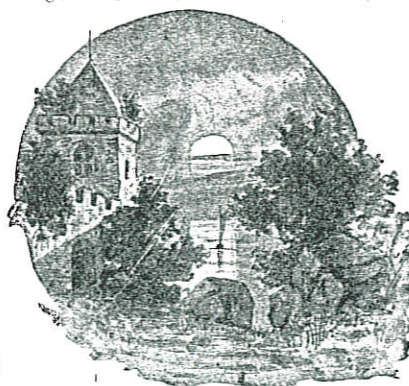
✻ Schlaflos. ✻

Für die „Abendschule“ von Paul Hansen.

Schlaflos oft auf meinem Schlummerbette
Hab' ich zugebracht die düst're Nacht,
Und des Lebens vielverschlung'ne Kette
Drückte schwer und hat mir Schmerz gemacht.

Da gedachte ich so mancher Fehle,
Wie gestrauchelt hat der schnelle Fuß,
Daß, anstatt gefalbt mit Freudenöle,
Ich in Saß und Nöthe sitzen muß.

Wie auch David schlaflos einst gegessen
Nächte lang, voll Buß' und bitterer Neu',
Und bei Tage hat kein Brot gegessen,
Trank nicht — David, denk' euch, sonst ein Deul!



In den schlaflos ewig langen Nächten
Sanken Trost und Hochmut schnell ins Grab;
Die sonst Widerstand dem Geist nur brachten,
Lassen jetzt zum Witten sich herab.

Flieh denn nächtlich meine Augenlider
Er, der Müden Freund, der süße Schlaf: —
Steig', mein Girt, zu mir ins Tal hernieder.
Nüchternlich ruft nach dir dein irres Schaf!

Hochpriester, du hast selbst gerungen,
Wetend, in manch schlaflos banger Nacht,
Und dein Weten niemals ist verflungen
Und für mich am Thron der Gnade mach!

So geht's denn hinaus aufs Land. Es ist dem Manne etwas daran gelegen, die Botschaft rasch zu befördern. Deshalb gibt er seinen Pferden die Zügel. Nach mehreren Stunden rascher Fahrt meint er dem Bestimmungsorte nahe zu sein. In der Nähe einer Ansiedlerwohnung befestigt er sein Gespann und tritt ins Haus, um zu erkunden, ob er in der Nähe der „Ranch“ sei. Der Bote zieht sein Telegramm hervor, man betrachtet die Namen, aber der neue Ansiedler kann keine Auskunft erteilen, er ist ja noch nicht weit herumgekommen, obwohl man nur drei Meilen vom besagten Orte entfernt ist. Der Bote macht sich wieder auf den Weg und kommt seinem Ziele näher und näher. Doch da teilt sich der Weg. Er folgt der Richtung, die ihm die rechte dünkt. Mittlerweile ist die Nacht längst hereingebrochen. In der Dunkelheit hat der unkundige Bote bald sowohl den Weg als auch die Richtung verloren. So irrt er stundenlang umher. Mühl hat sich die Nacht herabgesenkt; ihn fröstelt. Hier und da bringt das schaurige Heulen eines Wolfes an sein Ohr, das auf kurze Zeit die Stille der Nacht unterbricht. Endlich taucht in weiter Ferne ein Licht auf. Darauf steuert der irrende Bote zu. Hindernisse machen es ihm zuletzt unmöglich, es mit seinem Fuhrwerk zu erreichen. Das Gespann wird an einer verdorren und verkrüppelten Fichte befestigt und der Rest des Weges zu Fuß zurückgelegt. Nach einer halben Stunde hat er den Feuerschein erreicht. Es ist ein Lagerfeuer, das Schafhirten unterhalten, um die Wölfe fernzuhalten und dem wachhabenden Hirten seine Pflicht zu erleichtern. Weit ist er von seinem Ziele entfernt, so hört der Bote, doch würde es ihm möglich sein, es in einigen Stunden zu erreichen, wenn er die rechte Richtung innehalte. Er macht sich wieder auf den Weg. Beim Lagerfeuer hatte er sich seiner Handschuhe entledigt und sie in die Rocktasche gleiten lassen, um die Hände zu wärmen. Wie er sich nun wieder eine Strecke vom Feuer entfernt hat, erinnert ihn die Kälte daran, seine Hände besser zu schützen. Er zieht die Handschuhe hervor und schiebt die Hände hinein. Doch was war das? Etwas Gelbliches, einem Ruwerte ähnlich, haben die Handschuhe mit aus der Rocktasche gezogen. Es flattert zur Erde. Er sieht und merkt es nicht. Der Wind, der sich beim Einbruch der Nacht erhoben, trägt es eine Strecke fort, bis es in einer Vertiefung des Bodens liegen bleibt. Nach einer halben Stunde ist der Mann wieder bei seinem Fuhrwerk angelangt, und wiederum versucht er sein Glück. Er fährt und fährt. Doch was ist das? In weiter Ferne meint er ein Licht zu erblicken. Oder täuschen ihn nur seine Augen? Nein, es bleibt, wird größer und größer, je mehr er sich ihm nähert. Schon von weitem tönen ihm lustige Weisen entgegen. Ein Tanz! Unter Jubelgeschrei hat man das alte Jahr aus-, das neue eingetanz. Rasch befestigt er in der Nähe des Hauses seine Pferde und tritt vor Kälte zitternd unter die lustige Gesellschaft. Aller Augen heften sich auf ihn, mit dem Tanze hält man inne. Er greift hinein in seine Tasche, und — sein Gesicht verfärbt sich, er weiß gar nicht, wie ihm ist; die Tasche ist leer, das Telegramm verschwunden. Mit verstörter Miene bringt er sein Anliegen vor. Er ist in der Tat bei der „Ranch“ angelangt, in deren Nähe der Adressat sich aufhalten muß, aber er hat den Namen des Gastfreundes vergessen, und wie er auch sein Gehirn martert, er will ihm nicht einfallen. Ein Gefühl der Selbstanklage wegen Unvorsichtigkeit überkommt ihn, besonders aber Wut und Aerger über die lange, erfolglose Fahrt machen sich geltend. So tritt er die Heimfahrt an. Mitternacht ist längst vorüber. Tatsächlich war er bis auf zwei Meilen an den Ort gekommen, wo der Reiseprediger ahnungslos schlummerte.

Doch das Unglück will es, daß der Bote wiederum seinen Weg verliert und bis an den Morgen umherirrt. Dann endlich wird er zurechtgewiesen. Gegen elf Uhr vormittags trifft er wieder bei seiner Wohnung an. Unzufrieden mit sich selbst, beschämt und unwillig, sich noch weiter zu ärgern, bekümmert er sich um nichts mehr, versäumt es auch, dem Telegraphenbeamten mitzuteilen, daß er das Telegramm nicht abgeliefert, sondern verloren habe.

Der Telegraphenbeamte in H. hat seinen Kollegen in St. davon benachrichtigt, daß das Telegramm befördert worden ist. Doch am nächsten Tage muß er ihm mitteilen, daß der Bote nicht zurückgekehrt, er also auch nicht weiß, ob die Depesche den Adressaten wirklich erreicht hat. Währenddessen wartet man in der Gemeinde bei St. vergeblich auf die Ankunft des Pastors. Alles ist vorbereitet, doch der, der Trost spenden soll, fehlt. Endlich am Sonnabend, den 3. Januar, übergibt der Vorsteher den Leichnam dem kühlen Schoße der Erde.

Am demselben Tage ist es kälter geworden. Eben verschwindet die Sonne hinter den schneebedeckten Bergen des Westens. Der Reiseprediger sitzt beim warmen Ofen und ist mit den letzten Vorbereitungen für die Predigt beschäftigt, die er morgen halten will. Da klopf es, und ein dem Reiseprediger bekannter Mann tritt ins Zimmer. Vor zwei Tagen ist er ihm vorgestellt worden. Sein Gesichtsausdruck scheint etwas verstört, sein Benehmen auffallend. Er erzählt, am Nachmittag sei er bei einer Familie gewesen, die dem Tanze am Silvesterabend beigewohnt habe; im Gespräch sei unter anderem erwähnt worden, daß gegen vier Uhr morgens ein Mann im Tanzsaale erschienen sei, der ein Telegramm für einen Pastor abzugeben gehabt, es aber verloren habe; als Inhalt habe der Bote angegeben: jemand ist gestorben. Vielleicht, fügte der Besucher hinzu, daß es für den Missionar bestimmt gewesen sei, diese Ahnung hätte ihn hergetrieben.

Bei dieser Erzählung überfällt eine gewisse Unruhe den Reiseprediger; eine bange Ahnung beschleicht ihn. Wenn auch manches in dem Bericht ihm unwahrscheinlich klingt, so stimmen doch die Hauptfachen: der Bote wurde von H. aus gesandt; er hat einem Pastor ein Telegramm zu überbringen, dessen genauen Aufenthaltsort er durch die Adresse des Gastfreundes bei der „Ranch“ erfahren kann. Die Depesche wird für niemand anders als für ihn bestimmt gewesen sein. Mit langen Schritten durchmisst der Reiseprediger einige Male das Zimmer, dann hat er seinen Plan gefaßt. Da heißt es handeln, um sich Gewißheit zu verschaffen. Sofort wird ein Abendimbisß verzehrt, dann ein Pferd gesattelt, das der Reiseprediger besteigt, während der Gastfreund, an solche Manöver schon gewöhnt, mit dem bloßen Rücken eines anderen Pferdes vorlieb nimmt. Fort geht's nun, der „Ranch“ zu, daß der Schnee nur so fliegt. Bald ist man da. Der Besitzer bestätigt, was der Reiseprediger schon weiß. Jetzt besteht bei dem Reiseprediger kein Zweifel mehr, daß die Botschaft für ihn bestimmt gewesen. Ob sie aber vom Westen oder Osten kam, ist ihm unbekannt. Vielleicht aber ist der oder die Verstorbene eine erwachsene Person, so daß man wahrscheinlich bis Sonntag auf die Ankunft des Pastors wartet. Wenn er einen Nachtzug besteigen kann, so wird der ihn vielleicht noch in Zeit hinbringen. Auf alle Fälle will er sich in H. Gewißheit verschaffen. Nun aber sind sein Chorrock und verschiedene Bücher über fünf Meilen entfernt, wo er sie für den morgenden Tag gelassen hat. Wenn sich seine Abreise als nötig erweist, muß er die mithaben, zumal er in dem Falle die Gemeinden hier erst wieder nach fünf Wochen besucht.

Der Gastfreund erbiethet sich, die Sachen zu holen. Ihm überläßt nun der Reiseprediger den Sattel, während er selbst sein Pferd langsam am Zügel zurückführt.

Ungebulbig wartet der Reiseprediger auf die Rückkehr des Herrn G. Endlich gegen neun Uhr steht ein Fuhrwerk bereit, und nun geht's so rasch wie möglich auf H. zu. Gegen Mitternacht erreicht man den Bahnhof. Sofort wendet man sich an den Nachtbeamten. Der weiß von keinem Telegramm! Doch framt er in der glücklicherweise unverschlossenen Schublade, bis er eine Kopie findet. Nun hat der Reiseprediger doch wenigstens Gewißheit. Aber was jetzt tun? Der Nachtbeamte ist ein freundlicher Mann; unter solchen Umständen seht er sich bereitwilligst mit seinem Kollegen in Ht. in Verbindung. Der kann natürlich wenig Auskunft geben, weckt aber dann den Tagtelegraphisten aus süßem Schummer, und dieser berichtet endlich, daß man vergebens auf den Pastor gewartet und gestern, d. h. am Sonnabend, — denn mittlerweile ist der 4. Januar angebrochen — die Beerdigung vollzogen habe. Der Missionar schreibt eine Postkarte an Herrn G. nach Ht., worin er ihn über sein Nichtkommen aufklärt. Um ein Uhr geht's wieder hinaus in die Winternacht. Da man den Pferden nicht zu viel zumuten will, geht die Rückfahrt langsamer. Dem Missionar scheint sie sehr langsam. Hier und da läßt ein Wolf sein schauerliches Geheul hören, das von einem anderen weitergegeben wird, ein Signal, das ihre Genossen zur Vorsicht und Wachsamkeit mahnt. Die dunklen Salbeibüsch, die sich überall zeigen, heben sich gespensterhaft auf dem weißen Schnee ab. Eine empfindliche Kälte macht sich geltend. An Schlafen ist auch nicht zu denken, da die Unebenheit des Weges solches nicht zuläßt. Es geht auf fünf, als man endlich beim Hause des

Herrn G. wieder eintrifft. Noch zwei Stunden Schlaf werden für diese Nacht gerettet.

Einige Stunden später fängt der Gottesdienst an. Als Versammlungslokal wird ein Privathaus benutzt, das auch aus einem einzigen Raume besteht. In der nächsten Nacht begibt sich der Reiseprediger früh zur Ruhe, will er doch in der folgenden Nacht über 200 Meilen westlich fahren, nach T. B., um auch der dortigen Gemeinde die Weihnachtsbotschaft zu verkündigen.

Gegen 10½ Uhr kommt er in T. B. an, da er in W. umsteigen und die letzte Strecke auf dem Zuge der "branch line" zurücklegen muß. In W. trifft er mit einem Gliede der Gemeinde von T. B. zusammen, das denselben Weg hat und ihm mitteilt, die Gemeinde halte an dem Tage als dem Erscheinungsfeste einen Lesegottesdienst ab. Da derselbe gerade zur Zeit seiner Ankunft in T. B. mehrere Meilen davon seinen Anfang nimmt, kann er den Gottesdienst unmöglich leiten und wartet deshalb, bis die Postkassen verteilt sind. Unter anderem ist ein Brief von M. da, der ihm den Tod eines Kindes ankündigt, mit der beigefügten Bitte, gleich zu kommen. So schnell wie möglich begibt er sich zum Hause des nächsten Gemeindegliedes, wo glücklicherweise ein jüngerer Mann als Wache bei den Kindern zurückgeblieben ist. Der schwingt sich auf ein Pferd und benachrichtigt noch rechtzeitig die Gemeinde, die sich eben zerstreuen will, sich am Nachmittage wieder zu versammeln. In dieser Versammlung verkündet der Missionar den andächtig Lauschenden den Grund der ewig währenden, jährlich sich erneuernden Weihnachtsfreude. Um 5 Uhr nimmt ihn dann der gemischte Zug der "branch line" auf und bringt ihn zur Hauptlinie, wo er um Mitternacht den Schnellzug besteigt, der dem mehr denn 400 Meilen entfernten M. zurast.



Wohlthätigkeit.



Von H. N. Breiter.

Nicht für sich erglüht die Sonne,
Strahlet sie in ihrer Pracht;
Leben sendet sie und Wärme,
Licht in unsre Erdenmacht,
Und mit ihrem Golde schmücken
Täler sich und Bergeshöh'n,
Alles jauchzt ihr voll Entzücken,
Alles ist in ihr nur schön.

Und aus schattig kühlem Grunde
Quillt die Quelle silberrein,
Labet mit geschwäh'gem Munde
Jeden zur Erfrischung ein.
Ihre Freude ist das Leben,
Nie wird ihre Fülle leer,
Und ein reiches, frisches Leben
Sproßt und grünet um sie her.



Und in ihrem Farbenglanze
Steht die Blume auf der Flur;
Nicht für sich schmückt sich die Pflanze,
Lebt die Tochter der Natur.
Selbstlos blüht sie unsrer Freude,
Atmet Balsam in die Luft,
Schenkt dem Bienen süße Weide,
Schmückt verklärend selbst die Gruft.

Nur der Mensch soll sich von allen
In sich selbst zusammenzieh'n?
Sich nur leben und gefallen
Und das Glück der Liebe flieh'n?
Ach, die Seligkeit des Lebens
Wird so selten rein geschmeckt;
Und der wahre Zweck des Lebens
Ist so manchem ganz verdeckt.

Felzmarkt und Felzwaren.

Amerika nimmt heute, obwohl seit Jahrzehnten unter den pelztragenden Tieren des Landes gewaltig ausgeräumt worden ist, immer noch, ja, heute erst recht unter den Felle liefernden Ländern den ersten Platz ein. Ihm am nächsten kommt Australien. Hinsichtlich des Pelzhandels dagegen hatten sich bisher die Vereinigten Staaten mit dem zweiten Plätze begnügen müssen. Erst als der Weltkrieg die Aufmerksamkeit der Völker Europas andernweitig und intensiv in Anspruch nahm, vermochte nun auch auf diesem Gebiete Amerika die leitende Rolle zu übernehmen.

Es finden zwar noch wie früher in London, Leipzig, Nischnij Nowgorod u. s. w. alljährliche Pelzauctionen (Rauchwarenmesse)

statt, allein weder an Zahl noch Qualität der angebotenen Felle, noch hinsichtlich der Beteiligung lassen sie sich mit den vor dem Kriege abgehaltenen vergleichen. Die im Fellmarkte bemerkbare Knappheit darf in der Hauptsache auf den Krieg, auf den Mangel an Ozeantransportraum und die durch die Kriegsgefahren außerordentlich in die Höhe getriebenen Versicherungsraten zurückgeführt werden. Die berühmte Messe in Nischnij Nowgorod, einst das Mekka der Käufer der Welt, hat fast ganz ihre internationale Bedeutung verloren. Die letztjährige Messe war fast nur von Russen besucht; einige wenige Franzosen und Engländer hatten sich eingestellt, die Amerikaner glänzten durch gänzliche Abwesenheit. Die dort erzielt-

ten Preise wiesen eine Erhöhung von doppelt bis vierfach auf, und zwar die größten Steigerungen für Zobel, Hermelin, Breitschwänze und Mitis. Die übrigen festländischen Handelszentren für Felle mußten infolge der Kriegsverhältnisse entweder ihre Tätigkeit gänzlich einstellen oder auf ein nur sehr geringes Maß beschränken.

Diese Verhältnisse haben dazu beigetragen, daß die Vereinigten Staaten heute den größeren Teil des Pelzhandels kontrollieren. Er vollzieht sich hauptsächlich auf den alljährlich dreimal in St. Louis und in New York stattfindenden Messen. Der Wert der daselbst in unbearbeitetem Zustande verkauften Felle beläuft sich auf viele Millionen Dollars, und Käufer stellen sich aus allen Weltteilen ein. Die letzten Messen und Auktionen fanden in St. Louis am 8. Oktober und in New York am 15. Oktober statt.

Auch die Bundesregierung ist am Fellhandel interessiert, und zwar besonders als Verkäuferin von Otterfellen. Vor dem Kriege wurden diese roh auf den Markt gebracht, dann nach Europa behufs Fertigstellung gesandt und hier gegen einen Wertzoll von 20% wieder eingeführt. Dieser Nachteil ist jedoch jetzt beseitigt, da sie nunmehr in den Vereinigten Staaten fertiggestellt und für die Verarbeitung zu Mänteln und anderen Kleidungsstücken zugeschnitten werden können. Alle Arten Pelze stehen auf diesen Märkten zum Verkauf, vom kostspieligen russischen Zobel bis zum Fell der gewöhnlichen Hauskatze, ja, Rachenfelle (zu \$1 das Stück) haben diesmal auf den Märkten gar keine üble Rolle gespielt.

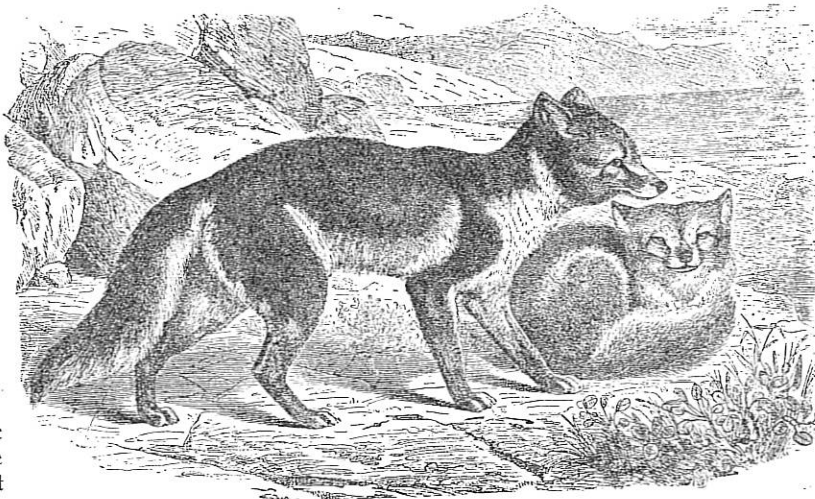
Aber nicht nur für bürgerliche, sondern auch für militärische Zwecke werden Pelze viel begehrt. So kauften Engländer z. B. auf der New Yorker Januarmesse Bärenfelle in großer Zahl, und auch die Bundesregierung kaufte diesmal derartige Felle in größerer Menge, besonders für die Bekleidung unserer Luftschiffer.

Doch nicht nur Erfreuliches, sondern auch Nachteiliges hat der Krieg dem Pelzgeschäfte Amerikas gebracht. Hat er nämlich die Vereinigten Staaten zum er-

Reinete auf Schleichwegen.



Ottern im Winterbergnägen auf der Eissbahn.



Der Eis- oder Polarfuchs.

sten Pelzmarkte der Welt erhoben, so hat doch zugleich der Mangel an echten Farbstoffen es außerordentlich erschwert, Fellen die rechte und dauerhafte Färbung zu verleihen. So hatte eine Färberei kürzlich einen Schadenerlaß von \$50,000 zu leisten, weil Marberfelle durch den Färbeprozess beschädigt worden waren. Und dabei hatte die betreffende Anstalt für die verwendeten Farbstoffe \$100 das Pfund bezahlt, welche vor dem Kriege zu nur 50 Cents zu haben waren. Auch die Einfuhr von anderen Ländern ist, wie die Ausfuhr dahin, infolge des Krieges beträchtlich herabgegangen. Da aber die neueste Mode eine reichliche Verwendung von Pelzwerk vorschreibt, ist es verständlich, daß die Preise hierfür dennoch sehr in die Höhe gegangen sind.

Der teuerste Pelz von allen ist gegenwärtig russischer Zobel. Er ist wörtlich genommen nahezu unschätzbar. Ein breiter Kragen aus 15 bis 18 gut zusammenpassenden

Fellen wird auf \$10,000 bis \$18,000 bewertet. Letztes Jahr wurde ein Mantel, der von aus allen Weltteilen sorgfältig zusammengesuchten Zobelfellen

hergestellt wurde, für \$75,000 verkauft. Ein in letzter Zeit



außerordentlich beliebter Pelz ist der des kanadischen Marders, der als „Hudson Bay Sable“ mit dem russischen Zobel konkurriert. Auch Hermelin, der vom Wiesel stammt, bedingt hohe Preise, da der Vorrat nur gering ist. Ein Opernmantel, der \$10,000 kostet, ist nichts Ungewöhnliches. Aber auch für das „gewöhnlichere“ Publikum sind viele wünschenswerte Pelzarten, und zwar zu allen Preislagen vorhanden, „roter Fuchs“, „weißer Fuchs“ von Alaska und Rußland, „grauer Fuchs“, der sehr billig, und „blauer

Zuchs", der sehr teuer ist; Moschusratten, Stinktier, Mink, Maulwurf, Waschbär, Dachs, Wolf, Beutelratte, Eichhörnchen u. s. w., — sie alle bringen ihre Felle zu Markte, ja, lebhaft erstreckt sich die Nach-

frage bis zum Ragen- und Rattenfell. Selbst der bescheidensten Börse bietet sich demnach doch auch eine Gelegenheit, den Anforderungen der heutigen Mode Genüge leisten zu können.



Protestanten.

Von Paul Kaiser.



In Speier kam das zweite Mal
Zum Reichstag man zusammen;
Die Papstpartei in Ueberzahl
Schürt heller jetzt die Flammen.
So manches heiße Wortgefecht
Wird tapfern Sinns geschlagen:
„Weh ihm, der ferner sich erstreckt,
Vom Papst sich loszusagen!“

Georg, der Markgraf, schreitet ein
Und Philipp, Herr von Hessen:
„Ein Weichen kann hier nicht gedeihn,
Wie hoch sie sich vermaßen.“
Fürst Wolfgang ernsten Blickes spricht,
Es spricht's Johann von Sachsen:
„Man hindre unsre Sache nicht
Und laß den Glauben wachsen!“

„Und hemmen sie das freie Wort,
So laßt's uns klärlieh schreiben:
Die heil'ge Wahrheit schalle fort
Und muß uns ewig bleiben!“



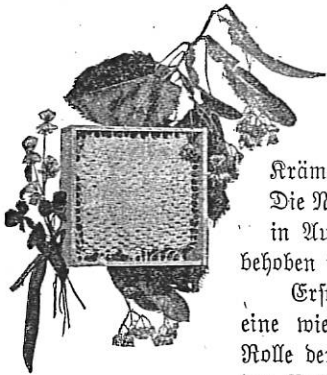
Was sie mit Eifer, Zwang und List
Auch weiter dekretieren,
Gilt Friede nicht, so hilft der Zwist:
Wir müssen protestieren!“

Man geht, alsbald es vor dem Reich
Einmütig zu bekunden,
Und von den Gegnern wird sogleich
Ein neuer Spott gefunden;
Wenn sie die Keher auch vorher
Mit manchem Worte kannten,
Nun gibt's ein treffend Schimpfwort mehr,
Nun heißt's: „die Protestanten!“

Ein Name, aus dem Kampf gebracht,
Ward Banner uns und Wehre,
Ein Name, uns zum Spott erdacht,
Wir tragen ihn als Ehre.
Ob sie mit ihrem Bannericht
Den Zwiespalt schroffer spannten,
Wir fürchten Bann und Bullen nicht
Und bleiben „Protestanten!“

Aus der Geschichte des Zuckers.

Von Johann Kleinpaul.



Honigwabe.

In einem großen Teile unseres Landes herrschte in den letzten Wochen eine empfindliche Zuckerknappheit; teils schnellte der Preis in die Höhe, teils verkauften die Krämer nur kurz bemessene Portionen. Die Nahrungsmittel-Verwaltung aber stellt in Aussicht, daß die Knappheit in kurzem behoben sein werde.

Erst der Weltkrieg hat es recht gezeigt, eine wie so große und schier unentbehrliche Rolle der Zucker heutzutage auf dem Gebiete der Volksnahrung spielt. Nicht alle aber wissen, daß er diese Bedeutung erst der Ent-

der Burg Meissen im Zeitalter Heinrichs des Städtlerbauers der Angriffe der Avarn erwehrten, indem sie heißen Met auf die Belagerer heruntergossen. Schon vorher, im Jahre 868, labten sich die auf dem Konzil zu Worms versammelten hohen geistlichen und weltlichen Herren mit Met. Im Jahre 1299 wird er auch in Frankfurt a. M. zuerst erwähnt, noch im Jahre 1403 wurde es in Dresden erlaubt, Met zu schenken. Zu dieser Zeit wurde der Met vielfach auch schon mit Bier und Wein veredelt; als im Jahre 1486 die Bierbrauer zu Frankfurt a. M. anfangen, Honig in das Bier zu tun, fragte der Rat bei den Ärzten an, ob das der Gesundheit nicht schädlich sei — damit wandte man sich gerade an die rechte Schmiede, denn der Stadtarzt braute selbst.

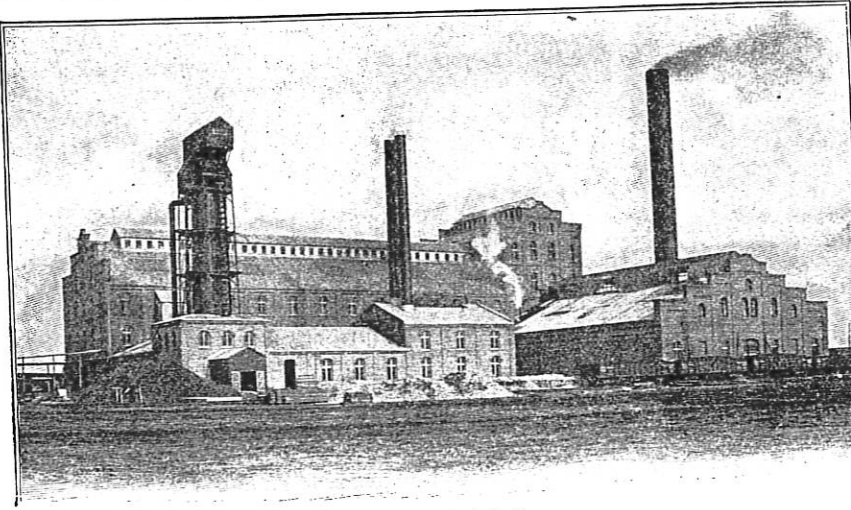
Auch als sonstige Würze vertrat der Honig zuerst die Stelle

deckung des Berliner Chemikers Marggraf verdankt, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts den Nutzen der Zuckerrübe erkannte und dann die Grundlage für die gewaltige Zuckerindustrie schuf, die im vorigen Jahrhundert in allen Ländern Europas emporblühte.

Vorher wurde der Zucker aus dem Zuckerrohr gewonnen, und noch früher war der Honig der gebräuchlichste Süßstoff. Namentlich um den Birkenensaft (Märzwasser) genießbar zu machen, und zur Metbereitung wurde er benutzt. Durch Pytheas von Massilia erfahren wir, daß die Verwendung des Honigs zur Metbereitung bereits zur Zeit Alexanders des Großen bei den Friesen an der Emsmündung üblich war. Und aus den Anfängen der sächsischen Geschichte kennen wir die Erzählung, daß sich die Frauen auf



Ein musterhafter Bienenstand.



Eine Zuckerrabrik.

von Zucker und Sirup. So beim Kuchenbacken. Besonders geht eins der bodenständigen Gewerbe im alten Nürnberg, die weltberühmte Lebkücherei, unmittelbar auf die Bienenzucht zurück. In dem ausgedehnten Reichswalde, der sich heute noch wie ein meilenbreiter grüner Gürtel um die Stadt Nürnberg legt, blühte im Mittelalter die Bienenzucht in dem Maße, daß sie von Tausenden betrieben wurde, und daß man den Wald „des heiligen römischen Reiches Bienen Garten“ nannte. Die Honigwaben waren daher auch in früherer Zeit ein außerordentlich wichtiger Handelsgegenstand. Als König Johann von Böhmen die Stadt Pirna im Jahre 1320 mit der Stapelgerechtigkeit begnadete, wurden in der Zolltage Dresdener Tücher mit 1 Pfennig, Honigwaben aber mit 14 Pfennigen angelegt. Wie die Handwerker in den Städten in ihren Innungen und Zünften, so taten sich auch die Imker (Norddeutschland) und Zelter (Süddeutschland) zu Genossenschaften zusammen, die zum Teil bis in verhältnismäßig späte Jahrhunderte fortlebten. Noch vom Jahre 1799 datiert ein Bericht über das letzte zu Feucht, einem Orte bei Nürnberg, abgehaltene kaiserliche Zelterrecht. Die Zeltergüter wurden nach Lehnrecht verliehen, und ihre Abgaben bestanden natürlich aus Wachs und Honiggelb. Wie hoch die Bienenpflege aus allen diesen Gründen bei unseren Vorfahren in Ansehen stand, beweist der außerordentliche Schutz, den die Bienen und Beuten überall genossen; wer Honig verfälschte, wurde mit dem Tode bedroht.

Der Zucker wurde zuerst durch die Kreuzzüge bekannt. In der Gegend von Tripolis fanden die Kreuzfahrer das Zuckerrohr, das sie bezeichnenderweise Honigrohr (*cana mellis*) nannten. Infolge der Umständlichkeiten des weiten Verkehrs war der Zucker aber lange so außergewöhnlich teuer, daß er als Volksnahrungsmittel überhaupt nicht in Frage kam. Im 13. und 14. Jahrhundert kostete der Zentner Zucker auf den größten Märkten nach unserem Gelde \$200—\$250. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts bezahlte man in Danzig für ein Pfund Zucker \$1 und in

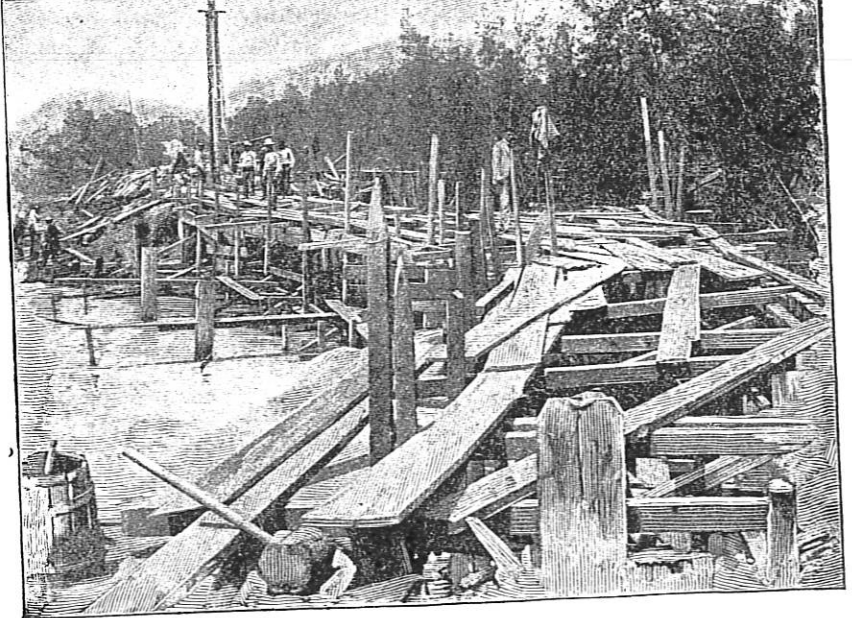
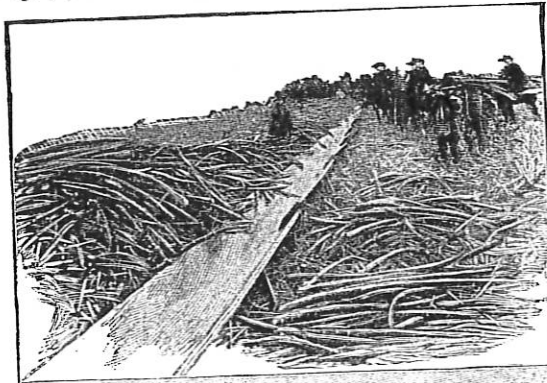
Wien sogar \$2; im Jahre 1504 kostete in Lüneburg das Pfund \$1.50. Noch vor hundert Jahren, während der Kontinentalsperre gegen England, kostete das Pfund Zucker in Hamburg ebensoviel, und im Binnenlande mußte vielfach das Doppelte dafür bezahlt werden; damals wurde er, weil der Seeweg verschlossen war, von Griechenland her mit Tragtieren und Wagen auf dem Landwege durch Serbien und Ungarn nach Deutschland eingeschmuggelt. Infolge dieser Verhältnisse lernten die Minderbemittelten den Zucker bis in die neueste Zeit eigentlich nur als Arznei oder sonstige Apothekerware kennen. In den mittelalterlichen Apotheken fand der Zucker — wie früher der Honig — eine so große Verwendung, daß das Sprichwort aufkam:

Ohne Zucker, Wachs und Wein
kann man kein Apotheker sein.

Für und wider alles mögliche sollte der Zucker angeblich helfen, sogar den Rauch von gebranntem Zucker sollte man gegen den Schnupfen oder Nasenpfusen in die Nase gehen lassen. Am liebsten und am allgemeinsten genoß man ihn auf gewöhnliche Weise, da denn die Apotheker die wunderksamsten und wirksamsten Formen als Penib- oder Gerstenzucker, Rosenzucker, Zitronenzucker und Violenzucker herzustellen verstanden. Ein rechter Apotheker war eben gleichzeitig Konditor, und vielfach kamen die

Pillendreher der guten alten Zeit überhaupt vom Zuckergewerbe her.

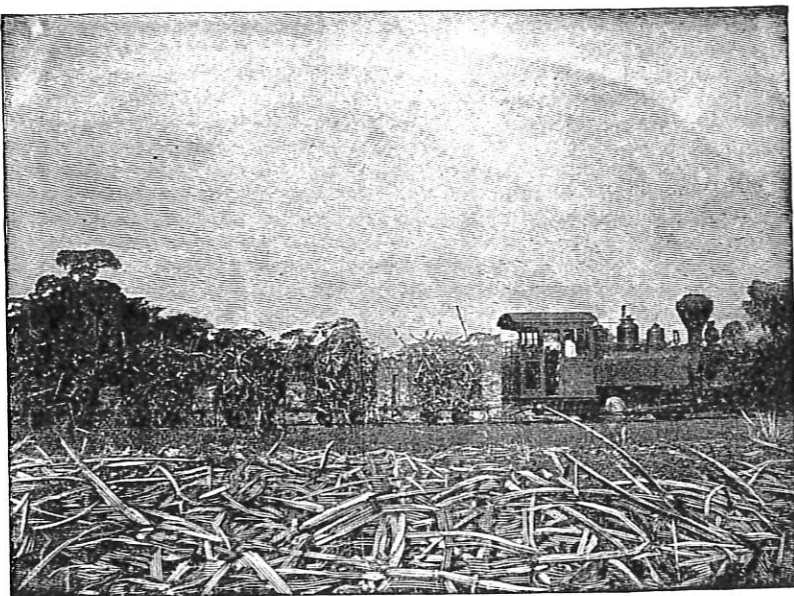
So wurde im Jahre 1484 die älteste Apotheke in Dresden, die Marienapotheke am Altmarkt, die heute noch



Das Flößen von Zuckerrohr in Hawaii.

besteht, vom Landesherrn als solche befreit (privilegiert), nachdem sie vorher schon lange ein Krämerladen gewesen war, wo man Safran, Wachs und Honig kaufen konnte. Und zum Schutze der bereits im Jahre 1294 (bald nach Gründung der Stadt) entstandenen Freiburger Apotheke, der ältesten in Sachsen, berordnete im Jahre 1475 der Rat, „daß niemand Konfekt und andere Waren, die in die Apotheke gehören, verkaufen solle, außer in Jahrmärkten und Anlässen; Würze möge der Apotheker verkaufen wie andere Krämer, hingegen aber soll er die Stadt mit Siegelwachs und Tinte freihalten, soviel der Rat bedarf.“ Noch im Jahre 1559 beschwerte sich die Witwe des älteren (früheren) Dresdener Apothekers Barthel, daß sich Joh. Litzberger (irgendem unangenehmer Konkurrent) unterstelle, „Konfektion, geworfenen Zucker und anderen, so in eine Apotheke gehörig, zu machen und feilzuhaben“, und der Kurfürst August befahl durch Reskript vom 3. Februar, es ihm wegzunehmen. Konditionen gab es also damals noch nicht.

In Dresden entstand auch die erste Zuckersiederei auf deutschem Boden. Mit dieser Gründung ging es, wie fast bei allem Neuen, nicht ohne Schwierigkeiten ab. Diese hier aber waren besonders seltsamer Art. Im Jahre 1655 erwarb eine unternehmende Frau Barbara Rauscherin zu Dresden ein Privilegium auf sechs Jahre, Zucker zu sieden. Nach Ablauf dieser Zeit suchte sie um Erneuerung nach. Doch da glaubte der Rat zu Leipzig, das wäre wider sein Stapelrecht, und suchte es zu hintertreiben. Der Kurfürst erneute zwar das Privileg wieder, aber mit der Einschränkung, daß sie es „bescheidenlich und also gebrauchte, daß dadurch der Stadt Leipzig nichts Nachteiliges zugefügt werde; vielmehr soll sie den Zucker, so zu Dresden raffiniert und gutgemacht wird, anhero (nach Leipzig) zur Niederlage in drei Märkte (Messen) zu verschaffen schuldig sein, als-



Beförderung des Zuckerrohrs auf einer großen südlichen Plantage.

dann mag sie ihres besten Gefallens denselben, wohin sie will, verhandeln. Auch das Mehl, woraus der Zucker gesotten wird, soll sie nicht auf der Elbe heraufführen lassen.“ Man versagte also dieser unternehmungslustigen sächsischen Untertanin sogar den Vorteil des bequemen und billigen Elbhandelsverkehrs.

Das Raffinieren des Zuckers in den Zuckersiedereien geschah um deswillen, weil der Rohzucker nach Europa in ungereinigtem Zustande gelangte, und es ging in der Weise vor sich, daß man ihn durch Erhitzen flüssig machte und in schmale Gefäße füllte, die unten spitz zuliefen. Die unreinen Bestandteile der Masse sammelten sich in der Spitze der Gefäße an; man öffnete dann einen dort befindlichen Hahn und ließ den Bodensatz ablaufen, bis ganz reiner Zucker zum Vorschein kam. Nach dem Erkalten und Festwerden hatte der Zucker die spitzzulaufende Form, die zu der Bezeichnung Zuckerhut Anlaß gegeben hat.

Das Kreuz am Wege.

Es war in einer heißen Kampfnacht. Heulender, fauchender Granatsturm in den Lüften. Vorn Leuchtkugeln, rot, grün und weiß, geisterhaften Schein verbreitend. Aufgeregtes Knattern von Infanterie- und Maschinengewehren. Der Feind griff an.

Wir waren auf dem Wege nach vorn. An einer Wegkreuzung begann der Zugangsgraben. Da wurde ein kurzer Halt gemacht. In der Nähe ragten ein paar hohe Bäume auf; dahinter lag das Dorf W., richtiger seine Trümmer. Heulend und brausend, auf Abwehrflügeln kam es herangerauscht und schlug dröhnend hinter einer Baumgruppe ein.

„Da funkt der Franzmann wieder mit seinen 28 Ptm. nach W. hinein,“ meint ein Kamerad hinter mir.

Es wurde wenig gesprochen. Wen sollte das Los treffen? Gewaltig das Toben und Lärmen der entsetzlichen Schlacht der Menschheitsgeschichte. Aber gewaltiger noch wuchs über Menschenstreit der unergründliche Nachthimmel heraus. Sternenvelten funkelten schweigend und unbewegt von der ewigen Wölbung herab auf das Staubforn Erde. Werfe Wilhelm Raabes wurden in mir lebendig. Sie schienen mir für diese Nachtstunde geschrieben:

— — — Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;

Schweigend geht Gottes Wille
Ueber den Erdenkreis — — —

Schweigend, ja — schweigend und stumm stand auch da drüben am Wegwinkel das hohe Kreuzbild, ragend gegen den fahlen Nachthimmel. Stumm daran das Bildnis des edlen göttlichen Ulders, des gekreuzigten Königs aller Könige, dessen Reich doch nicht von dieser Welt ist. In uns allen wohnte ein Grauen vor den furchtbaren Kämpfen da vorn, in die wir hinein mußten. Hier aber die Gestalt dessen, der schweigend den qualvollsten Tod für uns auf sich genommen. Im Granatsturm stand das Kreuz, ein Zeichen des Friedens im Lärm des Krieges, Tod und Vernichtung nicht scheuend.

Und daneben das gährende Granatloch. Warum hatte das Geschloß nicht das hohe Bild zerschlagen, sondern sich daneben machtlos in die Erde gewühlt? Beugte sich der Träger der Vernichtung vor dem Fürsten des Friedens? War der Heiland da oben nicht eine Mahnung, stark zu sein in dem Vernichtungsturm da vorn, der nur vergänglich war und hinter dem das Tor sich öffnete zum Unvergänglichen?

Ja, so mußte es sein: Stärker der Friede als der Krieg, erhabener der Fürst des Lichtes denn der Herr der Finsternis; tröstend und verheißend hinter irdischer Unruhe die ewige Ruhe.



Zur Berufsarbeit.



Herr, stärke mich zu munterm Fleiß;
Gib Lust und Kraft dazu!
Zum Nutzen mir und dir zum Preis
Gedeihe, was ich tu'!



Herr, ohne dich ist kein Gedeih'n,
Vergeblich Müß' und Schweiß;
Laß deinen Segen mit mir sein!
Dann wuchert mir mein Fleiß.



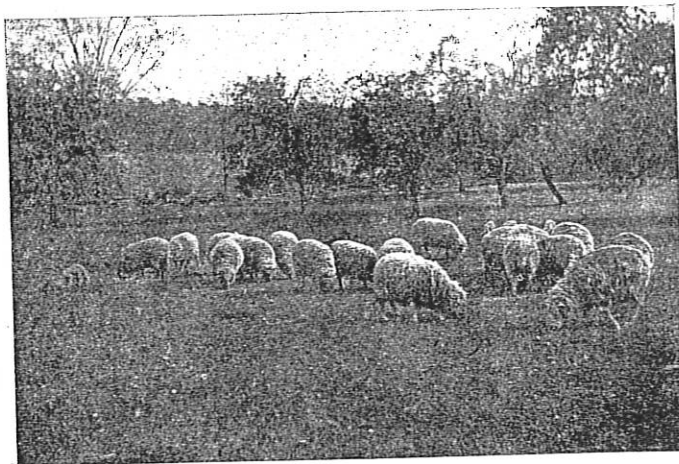
O, daß vom Joch der Trägheit frei,
Mein Fleiß auch andern gern
Zum Nutzen, nie zum Schaden, sei!
So dien' ich dir, dem Herrn.

Die Fleischversorgung der Jetztzeit.

Wohl bei keinem anderen Nahrungsmittel vereinigen sich gegenwärtig so viele ungünstige Umstände — ja, man möchte beinahe sagen, alle erdenklichen, — um den Preis desselben unerschämte teuer für das amerikanische Volk zu machen, wie dies beim Fleische der Fall ist. Diese Tatsache verdient es, einmal sonderlich beleuchtet zu werden, und die Regierung, auf deren Rat hin ja bereits in den Hotels und Speisewirtschaften der Städte fleischlose Tage eingerichtet wurden, mahnt fort und fort zu mäßiger Verwendung der Nahrungsmittel, sonderlich der Fleischvorräte, und fordert alle Blätter des Landes auf, diesen Mahnruf den Leuten zu Gehör zu bringen.

Jeder bedeutende Krieg erhöht die Nachfrage nach Fleisch stark — die Heere wollen gut und kräftig essen —, und die Amerikaner, die bekanntlich viel Fleischwaren nach Europa zu senden pflegten, haben das schon, als sie noch „Neutrale“ waren, sehr empfindlich zu fühlen bekommen. Man bedenke aber auch die folgenden Umstände:

Nach den besten erhältlichen Schätzungen sind im Jahre 1917 in den Vereinigten Staaten rund 10,000,000 Stück Schlacht-Hornvieh weniger vorhanden, als 1900 vorhanden waren. Andererseits ist die Bevölkerung des Landes in demselben Zeitraume um 26,000,000 gewachsen; das sind etwa zwei Drittel so viel, wie ganz Frankreich Einwohner hat. Schon wenn nur das eigene Volk zu versorgen wäre, müßte sich daraus eine sehr ernste Sachlage ergeben! Dazu kommt nun aber noch, daß auch die europäischen Alliierten = Völker und ihre Streitkräfte von den Amerikanern gespeist werden müssen, — was man „müssen“ nennt. Und endlich gesellt sich dazu die schändliche Spekulation, die stets solche ungewöhnlichen Verhält-



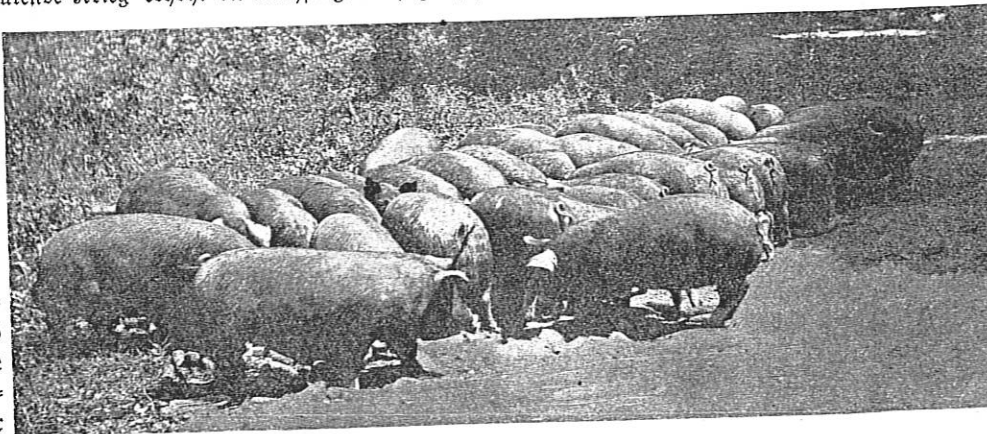
Eine kleine Schafherde.

Schweinen vergrößert und vervielfacht wird, und daß andernteils diese Tiere besser gegen Krankheiten u. s. w. geschützt werden. Ein kleiner Trost liegt auch in der Tatsache, daß in den letzten drei oder vier Jahren das Schlacht-Hornvieh wirklich etwas vermehrt worden ist. Aber obschon das nicht zu über-

nisse ausnützt, und von der noch abzuwarten bleibt, ob sie wirksam eingeschränkt werden kann. Kann sich da irgendein Mensch über das Hochgehen der Fleischpreise noch wundern?

Die Bundesregierung kennt die Gefahren, welche sich aus solchen Verhältnissen entwickeln können. Das Ackerbauamt erwägt die Sache von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Seine Haupt Hoffnung liegt darin, daß einerseits die Zucht von Hornvieh, Schafen und

sehen ist, so besteht doch eine dringende Notwendigkeit, alles aufzubieten, um die Fleischproduktion zu vergrößern. Das ist die Mahnung der Regierung für jeden kleinen und großen Züchter, nicht weniger für den, der

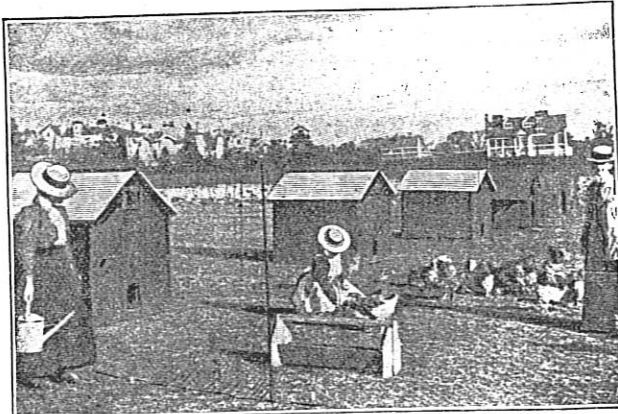


Eine hübsche Herde Schweine.

es werden kann, auch in kleineren Städten und in Vorstädt-

gebieten. Es ist schon in den letzten Jahren ein ermutigender Fortschritt im Kampfe gegen Viehkrankheiten gemacht worden; aber noch immer bleibt, wie man in Washington zugibt, viel zu tun.

Die Viehverluste durch Krankheiten und durch Raubzeug kommen in den Vereinigten Staaten noch immer auf etwa \$225,000,000 das Jahr zu stehen! Dabei ist der mittelbare Verlust noch gar nicht mitgerechnet, — daß viele magere Vieh, Rinder und Schafe, welches fett sein könnte, wenn nicht die Fäden und das Texasfieber wären, nebst einigen anderen Uebeln. Die Schweinecholera hat in den letzten 40 Jahren einen durchschnittlichen Verlust von \$30,000,000 verursacht; ja, im Jahre 1915 kam



Vorstädtische Hühnerzucht.



Eine Rinderherde früherer Zeit im Westen auf dem Marsche zur Eisenbahnstation.

derselbe auf \$75,000,000. Es scheint aber jetzt ein sehr wirksames Serum gewonnen zu sein, so daß Tausende von Farmern Schweine züchten können, ohne befürchten zu müssen, ihre ganze Herde durch diese Krankheit zu verlieren. Eine große Gefahr für die Schweinezucht wie für die Viehzucht überhaupt liegt ferner auch darin, daß viele Farmer, durch sehr hohe Preise verlockt, auch ihre Zuchttiere zum Schlachten verkaufen.

Zu gutem Teile wurde in den letzten zwei Jahren die Viehzucht durch bessere Ausnutzung der Weidegelegenheiten in den großen Nationalforsten gesteigert. Gute Auszuchten bietet auch das Ziehen von Schafen nur für das Fleisch, statt für die Wolle; dies erfordert nämlich größere Weidegründe, für jenes aber genügt schon wenig Land.

Ferner wird darauf hingewiesen, daß das Züchten von

Kleintieren noch viel schwunghafter betrieben werden sollte. Die Geflügelzucht allein bringt dem Lande jährlich \$500,000,000, dürfte sich aber noch enorm steigern lassen und vielfach dem einzelnen wohlfeile Eier und billiges Fleisch liefern. Das Ackerbauamt empfiehlt ferner sehr angelegentlich das Züchten belgischer Hasen, welche gutes Fleisch mit einer Kostenauslage von nur 5 Cents pro Pfund liefern sollen, sehr wenig Raum verlangen und sich rasch vermehren.

Die großen Rinder- und Schafherden des Westens sind im Schwinden; dagegen erwartet man vom Süden künftig noch viel. Aber meistens wird die Vermehrung der Fleischproduktion des Landes in kleinem, aber desto vielfacherem Maße kommen müssen, — der einzelne Farmer und der Vorstädter müssen wieder mehr Vieh züchten —, und „jedes bißchen hilft.“

Amerikas Soldatenheime.

Durch die Gründung und den Unterhalt der Soldatenheime hat die Regierung ungemein viel für die Veteranen des Bürgerkrieges getan, und diese Heime, die ja auch den Veteranen des Krieges mit Spanien zugänglich gemacht worden sind, werden wohl den Kern der großen Institute zur Pflege und zum Unterhalt der künftigen Veteranen bilden.

Seit dem Ende des Krieges mit Mexiko (1846-48) besteht in Washington ein reich dotiertes Heim für die Soldaten der regulären Armee. Auch für die Angehörigen der Kriegsmarine besteht seit vielen Jahren ein Asyl in Philadelphia. Für beide stehen große Geldmittel zu weiterem Ausbau zur Verfügung.

Weitere Soldatenheime befinden sich in Hampton, Va., Lougus, Me., Johnson City, Tenn., Marion, Ind., Leavenworth, Kans., Hot Springs, S. D., Santa Monica, Cal., Milwaukee, Wis., Danville, Ill., und in Dayton, O., mit dem Sitz der Zentralverwaltung daselbst. Die Verwaltung dieser Heime liegt in den Händen einer besonderen Behörde, die aus dem Präsidenten, dem Kriegsfekretär, dem Bundes-Oberrichter und 7 vom Kongreß erwählten „Managern“

besteht; die wirkliche Leitung fällt aber ganz auf die „Managers“. Am 30. Juni bestand die permanente Bevölkerung dieser Heime aus 113 Offizieren und 20,736 Insassen, eine Abnahme von 1 Offizier und 520 Insassen im Vergleich mit dem vorhergehenden Jahre. Mit der zeitweiligen Aufnahme und der temporären Unterstützung wurde aber im Laufe des Jahres 1916 für 31,955 Veteranen gesorgt. Von diesen waren 29 Veteranen des Krieges mit Mexiko, 24,653 Veteranen des Bürgerkrieges, 5,308 Veteranen des Krieges mit Spanien, 900 Veteranen der provisorischen Armee, 492 Veteranen der Indianer-Feldzüge und 573 Veteranen ausländischer Expeditionen. In den Heimen wurden 1,661 Zivilisten beschäftigt. Die Baracken, Hospitäler u. s. w. aller Heime haben eine Kapazität für 23,083 Insassen, und mit mehreren Heimen sind bedeutende Ländereien verbunden. Der Landkomplex aller Heime beträgt 5,320 Acres. Der Wert der 76 Offizierswohnungen, der 122 Baracken, der 32 Lagerhäuser und der 387 anderen Gebäude, die sich auf dem Grund und Boden der Heime befinden, wurde im letzten Jahre auf \$12,989,257.37 abgeschätzt.